

Ruedi Noser: Meine Erlebnisse am Hippie-Festival «Burning Man»

DIE WELTWOCHEN

Nummer 37 – 14. September 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Frauen
und Schach**
Thomas Glavinic über
weibliche Intelligenz

Sind die Schweizer so unfreundlich?

Eine Tiefenbohrung an der Volksseele

SCHMUDEL-RAPPER

Wer hinter
der Attacke auf
Natalie Rickli steckt

ATOMKRIEG

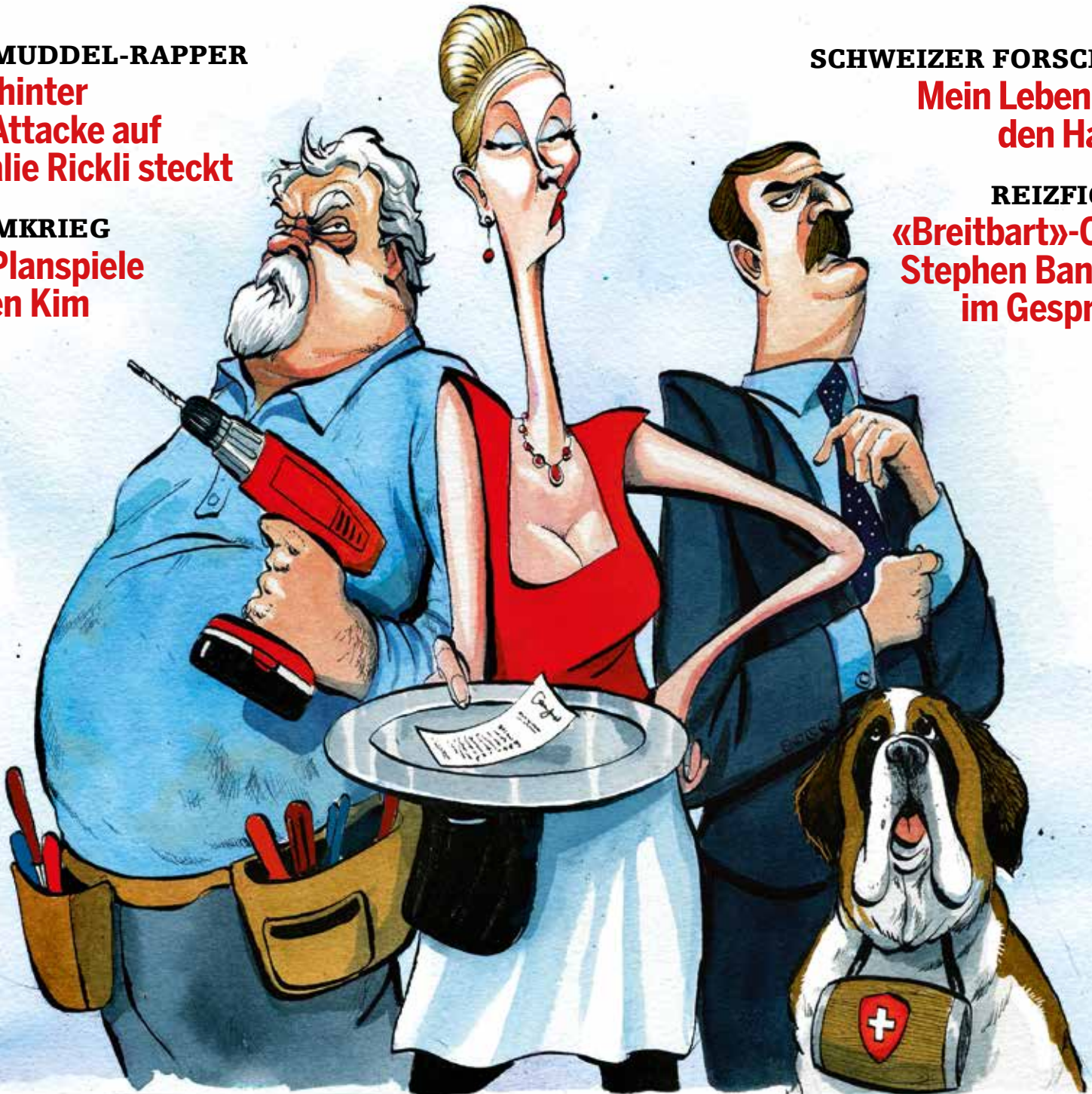
Die Planspiele
gegen Kim

SCHWEIZER FORSCHER

Mein Leben mit
den Haien

REIZFIGUR

«Breitbart»-Chef
Stephen Bannon
im Gespräch






GÜBELIN

WILLKOMMEN BEI GÜBELIN


PATEK PHILIPPE
GENEVE


JAEGER-LECOULTRE

ROGER DUBUIS


GÜBELIN
JEWELLERY

PARMIGIANI
FLEURIER

Cartier

PIAGET

ULYSSE NARDIN
SINCE 1840 LE LOCLE - SUISSE

IWC
SCHAFFHAUSEN


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE SINCE 1885

BVLGARI
ROMA


BREITLING
1884

gubelin.com

Einmal mehr landete die Schweiz bei einer Umfrage zur Freundlichkeit auf einem der letzten Plätze. Hierzulande sei es für Zugewogene besonders schwierig, unter Einheimischen Freunde zu finden, so das Fazit. Das Resultat überrascht nicht. Die Schweiz wird zwar weltweit für ihren Erfolg bewundert, gilt aber als eher freudloses Volk. Woher rührt dieses Bild? Und trifft es auch zu? Kulturredaktor Rico Bandle hat sich auf die Suche gemacht nach dem Ursprung der hiesigen Unfreundlichkeit. Und dabei festgestellt: Sie erfüllt durchaus ihren Zweck. **Seite 14–17**

Der sexistische, frauenfeindliche Hass-Rap «Natalie Rikkli» zeigt eine Gesinnung, wie sie im teilweise linksextremen bis gewalttätigen Milieu der Berner Reitschule üppig gedeiht. Am Song waren nachweislich drei Mitglieder der bekannten «Chaostruppe» beteiligt. Diese Truppe bestreitet nun faktenwidrig, das Tape verbreitet zu haben. Weil aber die zuständige Gerichtspräsidentin Christine Schaer heisst, ist alles halb so schlimm. Christoph Mörgeli beschreibt, wie die EVP-Juristin mit der Selbstverortung «Mitte-links» tickt. Wer rechts der Mitte liegt, hat vor ihren Schranken nichts zu lachen. **Seite 20**



Spitzname «Salü-salü»: Regierungsrat Künzi.

Von den vielen Regierungsräten, die in den Kantonen wirken und gewirkt haben, gelingen nur wenigen grosse Würfe. Hans Künzi, Zürichs Volkswirtschaftsdirektor von 1970 bis 1991, war der politische Wegbereiter der S-Bahn. Vom damit einhergehenden Mobilitätsschub profitierte die gesamte Region. Ohne den Ausbau des Agglomerationsverkehrs, wie ihn Hans Künzi – Spitzname «Salü-salü» – propagierte, wäre Zürich nicht der Wirtschaftsmotor der Schweiz. Unser Autor Karl Lüönd, der den 2004 verstorbenen Freisinnigen bestens kannte und schätzte, würdigt den volkstümlichen Visionär auf der Grundlage der druckfrischen Biografie des Historikers und Alfred-Escher-Biografen Joseph Jung. **Seite 38**

Die Krise um Nordkorea hat eine weitere Eskalationsstufe erreicht. Die Uno verschärfte ihre Sanktionen, und Diktator Kim warnt die USA vor einem «gigantischen Ausmass an Schmerzen und Leiden». Droht ein apokalyptischer Krieg, wenn Vernunft nicht einkehrt? Urs Gehrig und Pierre Heumann haben mit Spezialisten gesprochen, einschlägige Publikationen konsultiert und die Szenarien skizziert, die zur Ausschaltung der nordkoreanischen Atomgefahr führen sollen. **Seite 44**



Wahrer Nonkonformist: Haiforscher Ritter.

Wie um alles in der Welt kommt einer aus Oftringen AG dazu, Haiforscher zu werden? Erich Ritter gemahnt in Aussehen und Charisma an einen alten Rockmusiker – und wenn er über Haie zu erzählen beginnt, dann zieht er den Gesprächspartner in seinen Bann und lässt ihn nicht mehr los. Mitarbeiter Klaus Zaugg hat ihn getroffen. Es wurde eine Begegnung mit einem wahren Nonkonformisten. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)
Bildredaktion: Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Adventsfahrten

Auf Rhein und Main
mit Luxusschiff MS Charles Dickens ❄️❄️❄️



Es het solangs het
**Rabatt*
Fr. 600.-**
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Basel–Würzburg–Bamberg–Nürnberg

8 Tage ab Fr. 890.- (Rabatt Fr. 600.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

1. Tag Basel Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

2. Tag Speyer Am Nachmittag freie Zeit in der Domstadt für Besuch des Weihnachtsmarktes.

3. Tag Aschaffenburg Busausflug* nach Miltenberg oder Bummel über den Weihnachtsmarkt in Aschaffenburg vor malerischer Schlosskulisse in der romantischen Altstadt.

4. Tag Wertheim Am Nachmittag Rundgang* durch die mittelalterliche Altstadt und Besuch des Glasmuseums.

5. Tag Würzburg Am Nachmittag Besichtigung* der Barockstadt mit bischöflicher Residenz und charakteristischen Burghäusern. Empfehlenswert ist auch ein Besuch des Weihnachtsmarktes.

6. Tag Bamberg Geniessen Sie die zauberhafte Atmosphäre und die Düfte des Weihnachtsmarktes im Herzen der alten fränkischen Kaiser- und Bischofsstadt.

7. Tag Nürnberg Während einer Stadtrundfahrt* am Nachmittag lernen Sie einige der vielen Baudenkmäler innerhalb der Stadtmauern kennen. Ein Höhepunkt dieser Reise ist der Besuch des weltberühmten Nürnberger Christkindlesmarktes in der festlich geschmückten Innenstadt.

8. Tag Nürnberg–Schweiz Nach dem Frühstück Ausschiffung und Rückfahrt mit dem Bus nach St. Margrethen oder Zürich. Individuelle Heimreise.

MS Charles Dickens*****



* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Select Voyages

Nürnberg–Basel

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit Halt in Strasbourg statt Speyer und Miltenberg statt Aschaffenburg.

MS Charles Dickens*****

Luxusschiff mit 76 Kabinen für 150 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, TV, Safe, Wasserkocher, Pult mit Stuhl und individuell regulierbarer Klimaanlage. Die Kabinen des Mittel- und Oberdecks (ca. 15 m²) haben franz. Balkone, wie auch die Einzelkabinen (ca. 12 m²). Die Fenster der Hauptdeck-Kabinen (ca. 13,5 m²) sind nicht zu öffnen. Die Suiten auf dem Oberdeck (ca. 22,5 m²) haben zusätzlich Balkon und Sitzecke. Bordeinrichtung: grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon/Bar, «Marleys»-Bar, Bibliothek, Fitnessraum, Sauna, Massage, Coiffeur, Boutique, Sonnendeck, Whirlpool, Putting Green und Schach. WLAN nach Verfügbarkeit und gegen Gebühr. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Wegen niedriger Brückenhöhen kann das Sonnendeck zwischen Frankfurt und Nürnberg nur wenig benutzt werden.

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



- Bezaubernde Weihnachtsmärkte
- Barockstädte in weihnachtlichem Glanz
- Luxusschiff zum Superpreis

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

Basel–Nürnberg	Nürnberg–Basel
28.11.–05.12. 600	05.12.–12.12. 600
12.12.–19.12. 600	

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	ausgebucht
2-Bettkabine Hauptdeck	1490
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1690
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1790
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	1990
Suite Oberdeck, Privatbalkon	2390
Zuschlag Alleinbenutzung HD/MD/OD*	190/790/890
Ausflugspaket (4 Ausflüge)	80
Annulations-/Exträrückreiseversicherung	54

*Suiten sind nicht zur Alleinbenutzung möglich

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Nürnberg–St. Margrethen/Zürich v.v. Weitere Details unter www.thurgautravel.ch

Weitere Adventsfahrten

MS Thurgau Ultra*****

Basel–Speyer–Köln–Rüdesheim–Basel

6 Tage ab Fr. 590.- (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD, VP)
Abfahrten ab 27.11. bis 27.12.17

MS Edelweiss*****

Basel–Colmar–Strasbourg–Basel

4 Tage ab Fr. 290.- (Rabatt Fr. 200.- abgezogen, Hauptdeck)
Abfahrten ab 02.12. bis 23.12.17

MS Thurgau Silence*****

NEU Basel–Speyer–Frankfurt–Basel

5 Tage ab Fr. 390.- (Rabatt Fr. 100.- abgezogen, HD, VP)
Abfahrten ab 01.12. bis 29.12.17

Weitere Details finden Sie im Internet.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel ❄️

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Hurrikan-Apostel

Warum mich «Irma» an den Schriftsteller Stephen King erinnert. Von Roger Köppel

Eigentlich ist es der Stoff für einen neuen Stephen-King-Roman. Der amerikanische Meisterschriftsteller des intelligenten Horrors hat Bücher geschrieben über das, was mit Menschen passiert, wenn sie mit Bedrohungen konfrontiert werden, die grösser sind als sie selbst.

Ich kann mich an einen Stephen-King-Film erinnern, da verbarrikadiert sich ein paar Amerikaner in einem Supermarkt, während draussen aus einer unheimlichen weissen Wolke namenlose Monstren auf die Menschheit niedergehen, langbeinige Riesenspinnen oder Käfer mit gewaltigen Giftstacheln.

King ist nun weniger an den körperlichen Eigenschaften der Kreaturen interessiert. Ihn fasziniert die Frage, wie sich die Menschen zur Wehr setzen, vor allem: wie sich ihre Gemeinschaft unter dem Angriff der grauenvollen, wie von einem zornigen Gott entsandten Gefahr verändert.

Im Supermarkt purzeln plötzlich die alten Hackordnungen. Der vorher auftrumpfende Lokalpolitiker verkriecht sich und wird als Feigling entlarvt. Die unscheinbare Brillenträgerin an der Kasse entwickelt plötzlich ungeahnte Führungsqualitäten.

Vor allem aber mobilisiert der Angriff der Monsterinsekten den heiligen Furor eines Spinners am Hundefutter-Regal, den vorher niemand zur Kenntnis nahm, der aber in der neuen Situation zum unverhofften Charisma-prediger, zur religiösen Autorität, avanciert. Er gewinnt die Menschen, indem er die Monstren als göttliche Strafe, als moderne Heuschreckenplage gegen die frevelnden Sterblichen, beschreibt.

Der Trick funktioniert. Bald folgen die Supermarktleute dem neuen Moses blind, vielleicht ist es auch eine Frau, der Film liegt lange zurück. Seine Botschaft verlangt bedingungslosen Gehorsam. Wer sich widersetzt oder die Deutungen des Sehers bestreitet, muss den Supermarkt verlassen: ein sicherer Tod.

So geht das gute neunzig Minuten lang. Als Zuschauer wissen wir nicht, was es mit dieser weissen Wolke und den Killerinsekten auf sich hat. Ist es womöglich doch eine Strafe des Allmächtigen? Mumpitz: Es handelt sich um Züchtungen der US-Armee, die aus Versehen ins Freie gelangten. Am Schluss führen Polizisten den Prediger ab, der wieder ein Spinner ist.

Was will uns King mit dieser Story sagen? Erstens: Hört auf, auf Menschen zu hören, die

euch in schwierigen Situationen erzählen, sie seien die Sachwalter höherer Wahrheiten oder göttlichen Willens. Das sind Verrückte, Betrüger oder beides. Zweitens: Bezieht nicht jede Katastrophe, die ihr nicht auf Anhieb versteht, automatisch auf euch selbst. Diese Schuldgeozentrik ist ein Steilpass für das Böse.

Warum komme ich jetzt auf Stephen King und seine Theorie des religiösen Katastro-



Steilpass für das Böse: Miami, 9. September.

phenscharlatans? Weil uns diese Scharlatane wieder auf allen Kanälen genau das einreden, was King in seiner Monsterparabel so treffend in eine spannende Geschichte packte: dass die jüngsten Stürme, Felsstürze und Gletscherabbrüche die gerechten Strafen für unsere Sünden seien, keine Insektenmonster, aber andere Heimsuchungen, die von oben aus der Wolke kommen.

Nehmen wir Bundespräsidentin Doris Leuthard. Zwischen den Felsmassen von Bondo predigte sie kürzlich in ihren Designerkleidern und Designergummistiefeln, dass wir alle

selber schuld seien am Unheil, denn der Berg sei abgebrochen wegen des «menschengemachten Klimawandels», den es endlich entschlossen zu bekämpfen gelte, selbstverständlich mit der Klima- und Energiepolitik der Bundespräsidentin. Gegenfrage: Übernimmt Frau Leuthard eine Garantie, dass es in der Schweiz keine Felsstürze mehr gibt, wenn ihre Energiestrategie einst durchgekommen ist?

Verzeihung, ich sehe keinen Unterschied zwischen dem Spinnerprediger im Supermarkt von Stephen King und den Journalisten und Bildschirm-Existenzen, die seit Wochen, beispielsweise in der wissenschaftlichen Tageszeitung *Blick*, fuchtelnd die These verkünden, die Hurrikane von Florida und Texas seien die Quittung für alle, die sich weigern, einen Tesla zu kaufen oder das Pariser Klimaabkommen gut zu finden.

Ich bin sicher, diese Leute würden am liebsten den neuen US-Präsidenten vor ein Nürnberger Klimaverbrecher-Tribunal zerren, wovon sie vorläufig nur deshalb absehen, weil sie tief in ihrem Innersten ahnen, dass die Nichtunterzeichnung dieses ohnehin unverbindlichen Klimavertrags durch Trump so kurz vor den Sommerferien doch noch nicht die Kraft zweier Tropenstürme entfesseln konnte. Spätestens im nächsten Jahr allerdings, wenn irgendwo an der Atlantikküste im Spätsommer bei einem Unwetter eine Palme umgeblasen wird, sind die Beweisketten lückenlos.

Jedoch: Genauso wenig, wie es im Roman von Stephen King fruchtete, dem katastrophengläubigen Endzeitprediger ein paar Fakten entgegenzuhalten, ist es heute aussichtsreich, durch Argumente den Klima-Apokalyptikern den Wind aus den Segeln nehmen zu wollen.

Ich versuche es trotzdem.

Nach dem neusten Klimabericht des IPCC, «Executive Summary», Tabelle Seite sieben, gibt es weltweit «low confidence» (kaum Anzeichen) für langfristige Veränderungen bei Zahl und Heftigkeit von Tropenstürmen. Einzig im Nordatlantik habe es seit 1970 «virtually certain» (fast sicher) mehr Stürme gegeben, kaum aber im frühen 21. Jahrhundert. Erwarten uns in den nächsten hundert Jahren stärkere Orkane? Auch dafür gebe es höchstens schwache Belege. Dasselbe gilt für den Zusammenhang zwischen menschlichem Verhalten und Sturmintensität.

Man darf das so lesen: Selbst der hehre Weltklimarat, der ausdrücklich dafür geschaffen wurde, die Menschheit vor dem menschengemachten Klimawandel zu warnen, muss zugeben, dass es keine eindeutigen Belege für gefährlichere Tropenstürme gibt.

Kratzt das irgendjemanden von diesen Hurrikan-Aposteln da draussen? Natürlich nicht, aber schon Stephen King wusste: Das menschengemachte schlechte Gewissen ist der wertvollste Rohstoff, den es gibt, und erst noch beliebig erneuerbar. Nichts ist süsser als die Macht, die sich daraus ziehen lässt.



PROBLEME MIT DEN BECKEN-ORGANEN

Öffentlicher Informationsabend

Montag, 18. September 2017, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Metropol in Zürich statt. Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen finden Sie auf www.pyramide.ch.



«Feuer und Zorn»: Kim Jong Un. Seite 44



Irgendwo im Nirgendwo: «Burning Man». Seite 56



«Ich bin ein Streetfighter. Ich glaube, deshalb vertragen Donald Trump und ich uns so gut.»

Stephen Bannon: Seite 52

Titelgeschichte

- 14 **Willkommen im Land der Unfreundlichen**
So abweisend sind die Schweizer
- 16 **Gastronomie** Woher kommt der schlechte Ruf bei den Gästen?
- 17 **Schweizer, bleibt, wie ihr seid!**
Hommage von Taki Theodoracopulos

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar**
Westschweizer Machtrausch
- 10 **Kopf der Woche** Heinz Karrer, Economiesuisse-Präsident
- 18 **Mörgeli** Die Guillotine und ihre Folgen
- 18 **Bodenmann**
In 25 Minuten von Basel nach Visp
- 19 **Medien** Die Würde des Glaubens
- 19 **Die Deutschen** Es werde Frieden!

Inland

- 20 **Sexistische Rapper**
Richterin Christine Schauer interpretiert die «Menschenwürde» parteiisch
- 22 **Pierre Maudet** Die dunklen Seiten des Genfer Bundesratskandidaten
- 24 **Die neuen Streithähne** CVP und FDP liegen sich in den Haaren
- 25 **Bundesrat** Es ist Zeit für eine Vertretung der Auslandschweizer
- 27 **Zitataffäre** Der *Tages-Anzeiger* und die Aussagen des Bieler Imams
- 28 **Asylwesen** Vorläufig Aufgenommene profitieren von der Sozialhilfe
- 31 **Lärmschutz** Eine Aargauer Familie wehrt sich gegen die Behörden

- 35 **Die letzten Abenteurer**
Zwei Zürcher Privatdektektive im Irak
- 35 **Tessin** Hysterischer Widerstand gegen Cannabis-Zigaretten

Interviews

- 40 **Erich K. Ritter** Der weltweit führende Haiforscher sagt, wie gefährlich die berüchtigten Tiere wirklich sind
- 52 **Steve Bannon** Warum Donald Trumps entlassener Chefstrategie für den US-Präsidenten weiterkämpft

Ausland

- 26 **Europäischen Gerichtshof** Kleinere EU-Mitglieder werden übergangen
- 44 **Krieg gegen Kim** Szenarien eines amerikanischen Angriffs auf Nordkorea
- 48 **Lehren aus dem Terror** Wie Europa den radikalen Islams besiegt
- 49 **László Trócsányi** Ungarns Justizminister zum EuGH-Urteil
- 51 **Emmanuel Macron** Frankreichs Präsident beschimpft sein Volk
- 54 **Trumps Woche** Trump 2.0

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Bildungschancen** Soziale Herkunft ist wichtiger als Leistung
- 36 **Der härtere Weg** Besuch beim Hightech-Unternehmen Birchmeier
- 37 **Jürg Zwahlen** Widerstand gegen die Desindustrialisierung der Schweiz
- 38 **Hans Künzi** Erinnerungen an den visionären Infrastrukturminister
- 51 **Organspende** Wie eine 13-Jährige nach ihrem Tod acht Leben rettete

Kultur & Gesellschaft

- 30 **Abtreibung** Das Geständnis der Sportlerin Sanya Richards
- 56 **Ikone der Woche** Ruedi Noser über das Burning-Man-Festival
- 58 **Meinrad Inglin**
Für den «Schweizerspiegel» ging der Autor durch die Hölle
- 62 **Hou Yifan** Die einzige Frau unter den hundert besten Schachspielern
- 64 **Die böse Seite der Aufklärung**
Philosoph Philipp Blom und die Wurzel des Übels unserer Zivilisation
- 73 **MvH trifft** David Guetta

Rubriken

- 9 **Im Auge** Marissa Mayer, abgestürzte Yahoo!-Chefin
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Heiner Geissler
- 58 **Die Bibel** Geringer werden
- 61 **Jazz** Louis Hayes
- 67 **Knorr** «The Circle»
- 67 **Knorrs Liste**
- 68 **Thiel** Terror
- 68 **Namen** Welt der Schnäpse
- 68 **Fast verliebt** Bindungsgestört
- 69 **Unten** durch Die Hölle
- 70 **Wein** Trouvaille im Abseits
- 71 **Auto** BMW 540d xDrive Touring
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**

BLUÉDITIONS
BUCHERER
1888

TRIBUTE TO BLUE

Seit 1888 führt Bucherer ein beeindruckendes Sortiment der weltweit bedeutendsten Markenuhren. Aus der Zusammenarbeit zwischen Bucherer und einer Auswahl namhafter Uhrenpartner entstand eine einzigartige Uhrenkollektion – die Bucherer BLUE EDITIONS. Durch diese Zusammenarbeit konnten neue Standards bezüglich Innovationskraft und Kreativität gesetzt werden. Entdecken Sie die exklusiven Zeitmesser mit einem Tribut an die Farbe Blau – eine Farbe, die zu Einzigartigem inspiriert.

Exklusiv bei Bucherer erhältlich


CARL F. BUCHERER
LUCERNE 1888

AUDEMARS PIGUET
Le Brassus

Chopard


H. Moser & Cie.
VERY RARE

IWC
SCHAFFHAUSEN


JAEGER-LECOULTRE

LONGINES

PANERAI

PIAGET


TUDOR

Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
in 8127 **Forch-Küsnacht**
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83
www.ufdeforch.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
in 8332 **Rumlikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8135 **Langnau am Albis**
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34
www.bellesterrasses.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8127 **Forch-Maur**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.amena-forch.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
in 8302 **Kloten**
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8102 **Oberengstringen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8127 **Maur**
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8476 **Unterstammheim**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.heerenweg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8453 **Alten b. Andelfingen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.vecciaca.ch



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
in 8309 **Birchwil**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
in 8414 **Buch am Irchel**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.art-one.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
in 8306 **Brütisellen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lindenbuck.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
in 8184 **Bachenbülach**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.ridere-bachenbuelach.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8953 **Dietikon**
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8143 **Stallikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.zuerikon.ch



2 ½ Zi. Mietwohnung
in 8706 **Meilen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.haltenstrasse.ch




4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8181 **Höri**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.lilie-hoeri.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8493 **Saland**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.schwizerberg.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

LerchPartner.ch/angebote

Lerch & Partner

GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.ch

MINERGIE®
Member

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

YouTube

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

SVIT
Zürich
EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

Delirium der Macht

Von René Zeller — Pierre Maudet und Isabelle Moret sind keine solidarischen Lateiner. Sie wollen sie das Tessin zum Wurmfortsatz der Deutschschweiz degradieren.



Intrige gegen das Tessin: Maudet (l.), Moret.

Den Steilpass spielte Petra Gössi. Kaum hatte der Neuenburger Bundesrat Didier Burkhalter das Handtuch geworfen, verkündete die FDP-Präsidentin: Kandidaturen aus der «lateinischen Schweiz» – sprich: aus dem Tessin und aus der Westschweiz – seien genehm. Damit wurde faktisch festgenagelt, dass freisinnige Kandidaturen aus der deutschsprachigen Schweiz nicht genehm waren.

In der Romandie lachte man sich verschmitzt in die Fäustchen. *Très bien!* Jetzt, da die FDP-Rennleitung ihr Plazet gegeben hatte, waren die Schleusen sperrangelweit offen für Westschweizer Papabili. Die Waadtländerin Isabelle Moret betrat die Bühne, auch ihr Genfer Parteikollege Pierre Maudet vermochte seine Ambitionen nicht zu zügeln.

Das seitherige Schaulaufen des ungleichen Westschweizer Duos gegen den Tessiner Kandidaten Ignazio Cassis hat Mutmassungen in Fakten umgepolt. Die lateinische Schweiz gibt es nicht, schon gar keine Solidarität unter Lateinern. Wenn es darum geht, die Westschweizer Machtansprüche zu behaupten, wird das Tessin unsanft weggeschoben.

Die Liste der verschmähten Tessiner Bundesratskandidaten, die in den letzten Jahren im Wettstreit der Lateiner chancenlos waren, ist lang. In der SP mussten Patrizia Pesenti und Marina Carobbio über die Klinge springen, der von der SVP portierte Norman Gobbi zog gegen Guy Parmelin den Kürzeren. Nach dem Rück-

tritt von Pascal Couchepin warf der amtierende FDP-Präsident Fulvio Pelli den Hut in den Ring. In der Westschweiz jaulte eine FDP-Nationalrätin namens Isabelle Moret auf: Die Kandidatur Pellis sei «eine Gemeinheit» gegenüber den offiziellen Kandidaten aus der Westschweiz.

Jetzt ist Isabelle Moret selber Bundesratskandidatin. Ihren Egotrip garniert sie mit hanebüchernen Argumenten. Die Tessiner seien den Deutschschweizern viel näher als den Romands, diktierte sie den Interviewern der NZZ ins Notizbuch. Ihr Anti-Tessin-Votum kulminierte in folgender Aussage: «Ich frage mich, ob wir mit Cassis nicht faktisch zwei Deutschschweizer FDP-Vertreter hätten.»

Mon Dieu! Ist Isabelle Morets Auffassung, gemäss der der Kanton Tessin ein Wurmfortsatz der Deutschschweiz ist, in der Romandie mehrheitsfähig? Ist eigentlich die ganze Westschweiz vom Machtrausch beduselt?

Pierre Maudet haut in die gleiche Kerbe. Er wiederholt zwar in seiner imposanten PR-Kampagne bei jeder Gelegenheit den Kalauer, dass seine Wahlchancen wohl stiegen, wenn er eine Tessinerin wäre. Aber immerzu betont er, als Staatsrat des Grenzkantons Genf kenne er die Tessiner Probleme haargenau, er würde im Bundesrat die ganze Schweiz und damit selbstredend auch das Tessin repräsentieren.

Moret und Maudet mimen die Unschuldslämmer, wenn ihnen die regionalpolitische Frage gestellt wird. Die Spielregeln habe ja die FDP bestimmt. Das stimmt. Was aber irritiert, ist die in der Westschweiz nicht existente Einsicht, dass der sprachregionale Ausgleich im Bundesrat ein relevantes Kriterium ist – eine in der Verfassung verankerte Forderung obendrein. Nach dem Rücktritt Burkhalters verbleiben mit Alain Berset (Freiburg) und Guy Parmelin (Waadt) zwei Romands im Bundesrat. Das ist angemessen – auch wenn der Westschweizer Freisinn versessen darauf ist, seine Pfründen zu behaupten.

Hélas! Je länger Isabelle Moret und Pierre Maudet gegen das Tessin intrigieren, desto ungezügelter quillt der Westschweizer Machtrausch an die Oberfläche. Die Minderheit jenseits des Röstigrabens gibt sich rasch gekränkt, wenn sie von der Deutschschweiz überstimmt wird, wenn der am Genfersee und im französischsprachigen Jura grassierende Etatismus nicht mehrheitsfähig ist. Wenn aber die italienischsprachige Minderheit Gehör und Respekt einfordert, stellt sich die Westschweiz stumm.

Pardon: Das ist respektlos.

Ausrufzeichen



Marissa Mayer, abgestürzte Yahoo!-Chefin.

Sie wollte die Welt erobern, Marissa Mayer aus Wausau, dem 40000-Seelen-Ort in Wisconsin genau zwischen Nordpol und Äquator. Ihr Weg führte über die Zürcher Bahnhofstrasse, wo sie bei der UBS als junges Wissenschaftsküken in der Informatik arbeitete, vor den Kühlschränken einer Tüftlerbude im Silicon Valley, wo sie einen völlig verzweifelten Typen traf, dessen Computer abgestürzt war. Sie löste sein Problem, und daraus wurde ein Flirt. Der Mann war Larry Page, einer der beiden Gründer von Google. Sie wurde die Nr. 20 auf der historischen Google-Personalliste, und zuletzt war sie, als eine Art Girlie-Nerd, Vizepräsidentin. Ihre Hingabe an die Firma ging so weit, dass sie unter dem Pult im Gemeinschaftsbüro schlief. Es gab gar nicht genügend Superlative, als Marissa Mayer den strauchelnden Internetkonzern Yahoo! übernahm. Fünf Jahre später ist die einstige Pionierfirma verschwunden, mitsamt Ausrufzeichen und der vermeintlichen Heilsbringerin.

Und siehe, es ist kein Genderdrama, sie ist nicht in der Männerfalle gelandet, sondern mit dem goldenen Fallschirm. Es erhebt sich auch kein feministischer Aufschrei, sondern geschlechterübergreifende Empörung. Denn Marissa Mayer, 42, zockte das Unternehmen, das unter ihr Milliardenverluste anhäuften, wie ein ausgekochter Macker ab. Ihre Abgangsentschädigung addierte sich zu 186 Millionen Dollar. Sie verkaufte sich blendend als People-Figur, fiel aber fortlaufend aus der Rolle. So sass sie zwei Wochen nach der Geburt ihrer Zwillinge wieder im Büro und verunsicherte die andern *moms* im Betrieb, denen sie grosszügige Mutterschaftspausen gewährte. Ihre aufwendigen Firmenzukäufe flopten ebenso wie ein Newsroom für ein Dutzend Digital-Magazine. Drei datenräuberische Hackerattacken trafen Yahoo! total schutzlos. Sie nervte mit ihrer Unpünktlichkeit. Manager, männlich, verklagten sie wegen Benachteiligung gegenüber schlechter qualifizierten Frauen. Was wird aus ihr? *Peter Hartmann*



Zurück an den Start: Economiesuisse-Chef Karrer.

Kopf der Woche

Träger vieler Hüte

Von Beat Gygi — Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer steht an der Spitze einer Organisation, die empfänglich ist für die Verlockungen eines Rahmenvertrags mit der EU. Wie viel eigenen Willen hat die Verbandsführung?

Dieser Tage hat der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse seine Stellungnahmen zu den Geschäften der Herbstsession des National- und des Ständerats bekanntgegeben, und der Abschnitt über die «No Billag»-Initiative erregte Aufsehen, weil sich der Verband für den Gegenvorschlag aussprach. «Economiesuisse fordert 200-Franken-Billag-Gebühr – Wirtschaft lässt Leuthard fallen», war der Titel dazu im *Blick*. Damit begeben sich Economiesuisse auf die Linie der SVP, denn diese Partei unterstütze diesen Vorschlag mit der drastischen Reduktion der Rundfunkgebühren ebenfalls. Sollte sich der Wirtschaftsdachverband in grundsätzlichen politischen und wirtschaftlichen Fragen in Richtung SVP-Linie bewegen, wäre dies tatsächlich aufsehenerregend. Damit würde eine seit langem gepflegte Verkrampfung gelöst.

Aber dies ist nicht der Fall. In der Frage des Verhältnisses Schweiz–EU, die gegenwärtig die gesamte Schweizer Politik beschäftigt und polarisiert, erscheinen die Positionen der bei-

den Lager heute so unvereinbar wie in der Vergangenheit. Vor rund einer Woche hat Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer in einem Interview mit der *Luzerner Zeitung* diesen Eindruck bestätigt. Er hat da zwar kritisiert, dass der Bundesrat auf seinem Weg zur Weiterentwicklung der Bilateralen sozusagen am Ende sei und sich vom bisherigen Verhandlungskonzept lösen müsse. Er sagte aber auch, es sei zu klären, auf welchem bilateralen Abkommen die institutionellen Regeln künftig gelten würden.

Rote Linien

Ins Auge sticht das Wort institutionell. Karrer findet, dass der Bundesrat im Herbst eine Auslegeordnung machen müsse, und er fordert vom neu ins Aussendepartement kommenden Bundesrat einen intensiven Dialog mit der Wirtschaft, nachdem Bundesrat Didier Burkhalter und der einstige Staatssekretär Yves Rossier die Wirtschaft nicht wirklich in ihre Gespräche einbezogen hätten. Man kann Karrer so

verstehen: Alle zurück an den Start, neu beginnen, und die Wirtschaft darf wirklich mitreden.

Tritt Karrer für einen Rahmenvertrag mit der EU ein? Seine Position ist schwierig einzuschätzen. Die *Weltwoche* hat ihn gefragt, ob er ein Rahmenabkommen aus Sicht von Economiesuisse weiter für sinnvoll halte, und seine Antwort lautet: «Es kommt darauf an, was in einem solchen Rahmenabkommen steht, das ist entscheidend.» Man könne das Vorhaben zweistufig anschauen. Erste Priorität hätten aktuelle Themen wie die Regeln zur gegenseitigen Anerkennung, der Zugang der Banken und Versicherer zum EU-Binnenmarkt durch den Erlass von EU-anerkannten Gesetzen in der Schweiz (unter dem Titel der Äquivalenz) und die Teilnahme am europäischen Emissionshandel. Als zweite Stufe könne man in den nächsten Jahren das bilaterale Verhältnis weiterentwickeln, und «das könnte ein Rahmenabkommen sein», sagt er.

In diesem Zusammenhang spricht er aber von roten Linien, die aus Sicht von Economie-

suisse nicht überschritten werden dürfen. So müsste das regelmässige Aufdatieren der Abkommen, das wohl fällig werde, nach den Verfahren ablaufen, die für Staatsverträge gälten, also mit Parlamentsberatung und der Möglichkeit eines allfälligen Referendums. Sollten die Schweiz und die EU hartnäckige Differenzen haben, solle man möglichst lange im gemischten Ausschuss um Lösungen ringen. Und wenn das nicht gelinge, solle ein unabhängiges Schiedsgericht die Sache klären.

Wenn Karrer die fehlende Mitsprache in der Europapolitik kritisiert – heisst das, dass Economiesuisse mehr Politiker im Parlament haben sollte? Nein, meint er, das Problem liege in der Verhandlungsphase weniger im Parlament als in der Verwaltung, bei Bundesrat und Staatssekretariat, und zwar primär bezogen auf die Europafrage. Tatsächlich hat der Dachverband in der parlamentarischen Gesetzgebung sonst erheblichen Einfluss, denn jener Teil der Wirtschaft, den Economiesuisse vertritt, hat etliche Anliegen durchgebracht.

Ungestüme Pferde

Die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative liegt auf dieser Linie, ebenso die neuen Finanzgesetze. Der Verband stellt eigentlich eine Art grosse Koalition der international orientierten Branchenverbände dar, für die in der Europafrage ein möglichst freier und unkomplizierter Zugang zum EU-Binnenmarkt im Vordergrund steht – je nachdem mit Angleichungen oder Harmonisierungen von Schweizer und EU-Regeln. Der Mitgliederbestand umfasst rund hundert Branchenverbände, zwanzig kantonale Handelskammern und in der Summe um die 100 000 Firmen.

Bildlich kann man es so sehen, dass etwa ein halbes Dutzend ungestümer Pferde vor den Economiesuisse-Wagen gespannt sind, die ungehindert über Grenzen springen und freie Bahn haben wollen. Der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie-Mitgliedsverband Swissmem mit Präsident und Economiesuisse-Vizepräsident Hans Hess setzt alles daran, die vollständige Personenfreizügigkeit, also die

freie Zuwanderung, um jeden Preis aufrechtzuerhalten. Die Schweizerische Bankiervereinigung mit Präsident Herbert Scheidt (Bank Vontobel) unterstützt mit dem Hinweis auf Marktzugang energisch die Ausrichtung von Schweizer Gesetzen auf ausländisches Recht – so etwa die Finanzgesetzgebung mit den neuen Regulierungen Fidleg und Finig, dies in der Hoffnung, das öffne ihnen den Zugang zum EU-Binnenmarkt. Aus diesen Gründen findet Karrer im Gespräch die neuen Finanzgesetze sinnvoll, allerdings nicht nur wegen des Marktzugangs, sondern auch aus innenpolitischer Sicht.

Auch sonst läuft es für Anhänger der internationalen Marktkoordination politisch nicht schlecht. Bankenvertreter forcieren den Übergang zum automatischen Informationsaustausch bei Bankkundendaten mit Dutzenden von Staaten, selbst wenn lange nicht alle Länder genügende Rechtssicherheit bieten. Economiesuisse bekämpft schliesslich auch die Initiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» von Thomas Matter, die das Bankkundengeheimnis in der Verfassung verankern soll, wie auch den Gegenvorschlag dazu. Beides würde laut Verband die Flexibilität der Wirtschaft einschränken und allenfalls den Staat in seinen steuerlichen Kontrollaufgaben behindern.

Was heisst hier Wirtschaft? Der Schweizerische Gewerbeverband unterstützt den Schutz

Es sei durchaus auch Aufgabe der Führung, einen eigenen Willen zu zeigen.

der Privatsphäre. Er betrachtet die Frage aus einem Gesichtswinkel, der weniger aufs internationale Geschäft als mehr auf das Verhältnis Bürger–Staat ausgerichtet ist. Nach den Worten des stellvertretenden Direktors Henrike Schneider ist das Bankkundengeheimnis ein staatspolitischer Wert von Verfassungsrang, «Ausdruck der typisch schweizerischen Trennung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Recht». In diesem Rahmen könne man

sich auf Diskretion und Vertraulichkeit verlassen. Beide gehörten zum Erfolgsmodell Schweiz. Dies stärke die Wirtschaftsfreiheit des Landes und die Glaubwürdigkeit des Finanzplatzes.

Nullentscheid als Ausnahme

Welche Sichtweise Vorrang erhält, hängt zu einem guten Teil von der Verbandsführung ab, von den Persönlichkeiten an der Spitze. Economiesuisse ist zurzeit so aufgestellt, dass Präsident Karrer wie auch die Direktorin Monika Rühl eher den Typ Angestellte verkörpern. Karrer war über die Hälfte seiner beruflichen Tätigkeit in der Privatwirtschaft und den Rest bei staatsnahen Unternehmen; Rühl arbeitete grösstenteils beim Staat. Es ist nicht zu erwarten, dass die Verbandsführung von Natur aus eine Abneigung gegen Paragrafen und Koordination hat. Karrer, der nach einer Banklehre Ökonomie studiert hat und dann Führungspositionen bei Intersport, Ringier, Swisscom, Axpo und Kuoni innehatte, wurde unter anderem zu Economiesuisse geholt, weil ein Präsident gefragt war, der in der Kommunikation überzeugen kann. Diese Rolle füllt er bestens aus, vor grossem Publikum tritt er souverän bis unterhaltsam auf, wie ein Moderator.

Sieht sich Karrer auch in der Führung von Economiesuisse als Moderator? Als ein Präsident, der die Linie gemäss den Kräfteverhältnissen der im Verband vertretenen Interessen wählt? Er hält dagegen, es sei durchaus auch Aufgabe der Führung, einen eigenen Willen zu zeigen, der sich am ordnungspolitischen Leitfaden orientiere. Noch ist aber in frischer Erinnerung, wie Economiesuisse beim Referendum zur Energiestrategie 2050 jüngst keine Parole beschliessen konnte, weil intern ähnlich starke Kräfte dafür wie dagegen waren. Was ist schlimmer: ein Mehrheitsentscheid, der weh tut, oder ein Zugeständnis nach aussen, dass man als Dachverband keine Parole habe zu einer derart planwirtschaftlichen Vorlage – zur Freude von Bundesrätin Leuthard? Karrer entgegnet, dass dieser Nullentscheid in langen Jahren die Ausnahme gewesen sei. ○

Südafrika: Safariclass

Rücksichtslos und liebenswert. Denn die SAFARIKUR lehrt uns, an der Natur gerade das zu lieben, was uns an der Bürokratie so missfällt.

MAKUTSI
SAFARI FARM



Krugerpark, Drakensberge, Blyde River Canyon und Landrover-Safaris.
Makutsi - warme Quellen in der Wildnis.
Ein Platz für die ruhige Minderheit, wo die Safari zur Kur wird - zur SAFARKUR.

Pauschalangebote ohne Flug
1 Woche ab Fr. 1245
2 Wochen ab Fr. 1900



Makutsi Safaris AG: Littauerboden 1, 6014 Luzern | Tel: 041 250 35 02 | Email: luzern@makutsi.com | www.makutsi.ch

Personenkontrolle

Maudet, Blocher, Spiess-Hegglin, Schmid, Hürlimann, Kielholz, Friedli, Brunner, Baltisser, Blöchlinger, Maurer, Widmer Gysel, Reimann, Vogler, Siegenthaler u. a.

Pierre Maudet, Abschwörer, beteuerte am Dienstag vor der SVP-Bundeshausfraktion gewohnt selbstbewusst, er sei gegen einen EU-Beitritt der Schweiz. Die Halbwertszeit seiner Überzeugungen in dieser zentralen aussenpolitischen Frage ist kurz. Bei einem Streitgespräch mit **Christoph Blocher** (SVP) in Freiburg hatte der FDP-Bundesratskandidat kürzlich noch forsch die Auffassung vertreten, EU-Beitrittsgegner Blocher sei ein hinterwäldlerischer Abschotter von gestern und verstehe nichts von Wirtschaft. Milliarden-Unternehmer Blocher konterte, Maudet habe noch nie auch nur einen Bleistift verkauft. Der SVP-Doyen mokierte sich am Dienstag in Bern über den wendigen Welschen: Es sei gefährlich, Leute wie Maudet zu wählen. Wäre der Genfer Staatsrat schon früher im Bundesrat gesessen, fände sich die Schweiz heute im EU-Moloch wieder. (gut)

Jolanda Spiess-Hegglin, Klägerin, darf auf unerwartete Unterstützung zählen. Die über die «Zuger Sexaffäre» gestolperte Ex-Politikerin hat es sich zur Aufgabe gemacht, Leute mit Klagen einzudecken, die im Internet gegen sie und andere wettern. Das Geschäftsmodell: Spiess-Hegglin droht mit der Justizkeule – und manche ziehen dann einen Vergleich vor. Der Zürcher SVP-Kantonsrat **Claudio Schmid**, ein Parteikollege von **Markus Hürlimann**, der durch die Affäre alle seine Ämter verlor, vermittelt zwischen Spiess-Hegglin und von ihr Beklagten. In einem Fall, welcher der *Weltwoche* schriftlich vorliegt, empfahl Schmid einen «aussergerichtlichen Deal»: «Der Tarif ist 750 [Franken].» Man könne auch in drei Raten an Spiess-Hegglin bezahlen. «Ich würde angesichts deiner Situation zuschlagen», so Schmid weiter zum Klienten. Gegenüber der *Weltwoche* beteuert der SVPLer, er mache dies ehrenamtlich. Aus dem zitierten Schriftverkehr geht hingegen hervor, dass er für seine Dienste einen «symbolischen Lappen», also 100 Franken, verlangt. Zur Frage, ob er von Spiess-Hegglin zusätzlich entschädigt werde, wollte Schmid keine Stellung nehmen. (gut)

Walter Kielholz, Zürcher Wirtschaftskapitän, will nach all den Alt-Bundesräten, Jungspunden, Altersweisen und Möchtegern-Rentenspezialisten auch noch etwas sagen. Sein Vertrauen in die Politik sei, wie er der *Schweiz am Wochen-*



Schlaue Idee: Wirtschaftsführer Kielholz.



Rücktritt: Politikerin Widmer Gysel.



Nicht ganz im Einklang: Esther Friedli.



«Symbolischer Lappen»: SVP-Mann Schmid.

ende anvertraute, eng begrenzt: «Ich glaube nicht, dass die Politiker schlauer sind als die Bevölkerung.» Haben die Politiker eine schlaue Rentenreform gezimmert? «Nein», urteilt der Präsident der Swiss Re. «Diese Reform ist ein *Chabis*. Da wird kompensiert und vermischt und *vermüeslet*, dass es nicht mehr seriös ist.» Viel schlauer wäre es gewesen, so Kielholz, die Pensionierung gleich ganz abzuschaffen. Das Referenzalter 65 sollte man zwar beibehalten, aber wer länger arbeiten wolle, erhalte später eine höhere Rente. Das ist eine ziemlich schlaue Idee. Dumm nur, dass im Bundeshaus niemand mehr auf die Wirtschaftsbosse hören will. (rz)

Esther Friedli, Public Affairs Consultant, urbanisiert das ländliche Toggenburg. Die Kommunikationsfachfrau, die seit einer gefühlten Ewigkeit an der Seite von **Toni Brunner** (SVP) durchs Leben schreitet, bietet im «Haus der Freiheit» in Ebnat-Kappel ein Polit-Camp für die Junge SVP und eine Academy für alle übrigen Volksparteiler an. Der kommende Event, an dem der ehemalige SVP-Generalsekretär **Martin Baltisser** dozieren wird, steht im Zeichen



Zurück in der Heimat: Musiker Lienhard.

des Medientrainings (Argumentieren, Debattieren, Rhetorik, Gestik). In der Ausschreibung wird angekündigt: «Die Seminare der SVP Academy sind kostenlos.» Nicht ganz im Einklang mit der SVP-Devise, wonach Abgaben und Gebühren des Teufels seien, heisst es weiter: «Allerdings wird ein Unkostenbeitrag von Fr. 20.– pro Teilnehmer erhoben.» (rz)

Kurt Blöchlinger, genannt «der Sheriff», gerät weiter unter Druck. Der Kommandant der Schaffhauser Kantonspolizei muss zulassen, dass der Regierungsrat mit dem Zürcher **Hans Maurer** einen Sonderstaatsanwalt einsetzt, um mutmassliche Unregelmässigkeiten im Korps zu untersuchen. Bisher hielt Regierungspräsidentin **Rosmarie Widmer Gysel** ihre schützende Hand über Blöchlinger. Fast zeitgleich mit dem Bekanntwerden der Ermittlungen hat die SVP-Politikerin überraschend ihren Rücktritt auf Frühling erklärt. In Schaffhausen rätselt man, ob dies ein Zufall ist oder doch eher eine Flucht. (gut)

Lukas Reimann, Rechen-Akrobat, fühlte sich bei der Debatte zum neuen Geldspielgesetz von

CSP-Nationalrat **Karl Vogler** (OW) herausgefordert. Es ging um die Versteuerung von Lottogewinnen. Vogler fand es ungerecht, wenn Lottomillionäre keine Steuern zahlen, während ein *Büezer* seinen Lohn von 5000 Franken versteuern müsse. SVP-Nationalrat Reimann schwoll fast der Hals an. Lotto sei eine Steuer für Leute, die nicht rechnen könnten, gab Reimann zurück und rechnete Vogler vor. «Wenn Sie für einen Franken Lotto spielen, gehen 54,5 Prozent zurück in den Pot – der Rest ist für Steuern und Verwaltung, den Rest nimmt der Staat.» Für einmal war auch SP-Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** mit dem Präsidenten der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz einig. (hmo)

Heinz Siegenthaler, Dauernachrutscher der serbelnden «**Eveline-Widmer-Schlumpf-Wiederwahlpartei**» BDP, ist wieder zurück auf der nationalen Bühne. Der Berner BDP-Präsident und Meisterlandwirt rutschte nach dem Rücktritt von **Urs P. Gasche** als erster Ersatzmann auf der BDP-Liste in den Nationalrat nach. 2014 war er bereits einmal für **Ursula Haller** nachgerückt, verlor den Sitz jedoch gleich wieder bei den Parlamentswahlen 2015. Und so begrüßte ihn Nationalratspräsident **Jürg Stahl** (SVP) bei der Vereidigung wie einen alten Bekannten und wünschte ihm unter anderem «Durchhaltevermögen.» Das war wohl auf das kurze erste Leben Siegenthalers als Nationalrat gemünzt. Was Siegenthaler gefehlt hatte, war wohl weniger das Durchhaltevermögen als eine zugkräftige Partei anstelle des Wiederwahlvereins einer Bundesrätin. (hmo)

Pepe Lienhard, Ur-Lenzburger und internationaler Musikstar, ist mit der Big Band des Argovia Philharmonic für vier Konzerte in seine Heimat zurückgekehrt. Er spielte an verschiedenen Orten im Kanton Aargau vor vollen Sälen, in denen er, wie er bestens gelaunt anmerkte, schon vor sechzig Jahren aufgetreten sei. Die erste Band, die er mit zwölf Jahren gründete, hiess The College Stompers Lenzburg. Von dort führte ihn seine Karriere bis zu **Quincy Jones**, **Frank Sinatra** und **Udo Jürgens**. (gut)

Nachruf



«**Master Yoda**»: Heiner Geissler.

Heiner Geissler (1930–2017) — Der Her gang lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren, aber es ist durchaus denkbar, dass das deutsche Wort «**Querdenker**» eigens für ihn erfunden wurde. Denn Heiner Geissler fiel zeit seines Lebens aus dem Rahmen, er eckte an, er rieb sich an anderen, und andere rieben sich an ihm. Eigenbrötler, Individualist, Kauz, Nonkonformist nennt der Duden als Synonyme für den Querdenker. Geissler war alles das und noch viel mehr. Er machte es niemandem leicht, und niemand hatte es leicht mit ihm.

Als Generalsekretär der deutschen Christdemokraten von 1977 bis 1989 brachte er Helmut Kohl an die Macht – mit einer Öffnung der Partei für Frauen und Jugendliche, aber auch mit Slogans wie «**Freiheit statt Sozialismus**» und dem Vorwurf an

die Adresse der SPD, sie sei die «**fünfte Kolonne**» Moskaus. Willy Brandt nannte ihn daraufhin den «**schlimmsten Hetzer**» seit Goebbels, Erhard Eppler den «**perfidesten Politiker der Republik**».

Seinen alten Weggefährten und Förderer Kohl, dessen Falschaussage in der Flick-Affäre er noch als «**Blackout**» schöneredet hatte, versuchte er im September 1989 zu stürzen. Unter dem ewigen Kanzler, so Geissler, seien die Christdemokraten zu einer «**führerkultischen Partei**» verkommen. Der Putsch misslang, und mit dem Mauerfall zwei Monate später stieg Kohl zur Lichtgestalt der deutschen Geschichte auf.

Doch Geissler trat nicht von der Bühne ab. Er blieb Bundestagsabgeordneter, machte sich einen Namen als geduldiger Schlichter in aussichtslos verfahrenen Tarifverhandlungen oder im Streit um den Stuttgarter Hauptbahnhof. Der Mann, der von Kohl und dem damaligen CSU-Chef Franz Josef Strauss als «**Herz-Jesu-Marxist**» verspottet worden war, wandelte sich zum christlichen Kritiker des kapitalistischen Systems, der Gier, Geld und Geiz und die «**anarchische Wirtschaftsordnung, die über Leichen geht**», in Büchern, Artikeln und Talkshows anprangerte. Aus «**Kohls Kettenhund**» war ein Idol der deutschen Linken geworden, die ihn nicht nur wegen seines faltigen Gesichtes als «**Master Yoda**» verehrten.

Doch im Grunde genommen war sich Geissler immer treu geblieben: Für den ehemaligen Jesuiten novizen war das Evangelium stets ein hochpolitischer Text gewesen, an dessen Vorgaben er sich hielt. Selbst der Wein, den der passionierte Wanderer und Bergsteiger kelterte, hatte einen gut katholischen, augenzwinkernden Namen: «**Gleisweiler Hölle**».

Wolfgang Koydl

kaufen - verkaufen: unsere Galerie für Gemälde mit Potenzial zur Wertsteigerung.

juergsiegrist.com

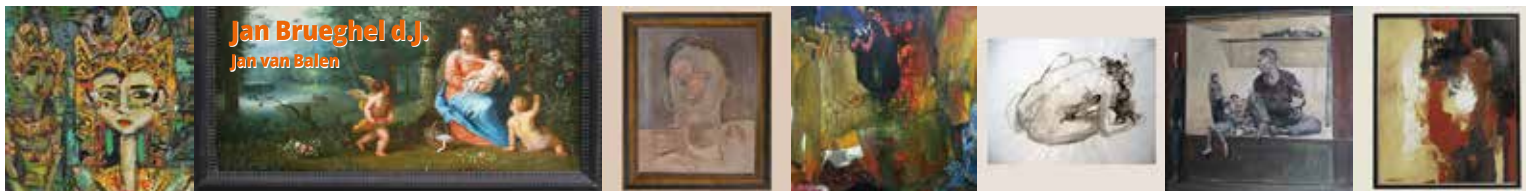
CH-4912 Aarwangen
+41 (0)62 552 02 24

Juerg SIEGRISTAG

GALERIE+mehr

α-Ω

Padovano Giuseppe | Pobogenskij Wjatscheslav | Bonvin C. Olivier | Indermaur Robert | u.v.m.



Willkommen im Land der Unfreundlichen

Von Rico Bandle und Morten Morland (Illustration) — Wieder ist eine Studie herausgekommen, die die Schweiz als eines der unfreundlichsten Länder der Welt taxiert. Kein Grund, sich zu ärgern. Wir sind tatsächlich unfreundlich. Und das ist gut so. Meistens jedenfalls.



Zurückhaltung als Erfolgsfaktor.

Höflichkeit ist eine Münze, die bei uns nicht hoch im Kurs steht.

Aus: «Der schweizerische Knigge», 1933.

Wir sind es gewohnt, auf internationalen Ranglisten weit vorne zu stehen. Sei es bei der Lebensqualität, dem durchschnittlichen Einkommen, der Sicherheit, der Anzahl Patente, beim Tennis, beim Glück. Bloss in einer Kategorie landet die Schweiz regelmässig auf einem der hintersten Ränge: wenn es um die Freundlichkeit geht. «Schweiz auf dem letzten Platz bei Umfrage zur Gastfreundschaft», titelte vor einigen Jahren das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Erst kürzlich verbreiteten sämtliche grösseren

Online-Medien des Landes die Schlagzeile: «Expats finden Schweizer unfreundlich».

Eine internationale Studie hatte die Lebensbedingungen von Expats untersucht, also von Leuten, die im Auftrag ihres Arbeitgebers im Ausland arbeiten. Auf der Rangliste der beliebtesten Zielländer landete die Schweiz auf Rang 27 von insgesamt 65. Interessanter ist die Detailauswertung. Bezüglich Sicherheit steht die Schweiz auf dem ersten Rang. Bezüglich der Gastfreundschaft, also wie leicht jemand im neuen Land Anschluss findet, auf dem viertletzten. 78 Prozent der befragten Expats halten die Schweizer für reserviert, 54 Prozent für distanziert, ebenso viele für nicht besonders dynamisch.

Mehr als zwei Drittel (68 Prozent) stimmen der Aussage zu, dass es in der Schweiz schwierig sei, unter der einheimischen Bevölkerung Freunde zu finden. Zum Vergleich: Im globalen Durchschnitt liegt hier die Zustimmung bei 40 Prozent. Sind die Schweizer tatsächlich so abweisend? So unfreundlich?

Nur ja niemanden ansprechen

Jeder kennt die Geschichten aus der hiesigen Gastronomie, in der man vom Personal eine gefühlte Ewigkeit ignoriert wird und sich dann fast dafür entschuldigen muss, dass man etwas bestellen möchte. Am Ende muss man sich dankbar zeigen, dass man die überbezahlte Rechnung bezahlen darf.

Im Zug sitzen die Reisenden meist alleine in einem Viererabteil, mit möglichst grossem Abstand zum nächsten Passagier. Sonst könnte noch jemand mit einem reden! Was beim Reisen vielleicht noch in Ordnung ist, wird dort unangenehm, wo es eigentlich um Geselligkeit geht. In hiesigen Bars bleiben Leute, die sich bereits kennen, am liebsten unter sich. Wagt ihnen jemand einen Blick zuzuwerfen oder sie gar anzusprechen, so wird dies als feindlicher Akt wahrgenommen. Die Herzlichkeit in südlichen Ländern oder in den USA ist da eine Offenbarung, selbst wenn sie uns manchmal etwas aufgesetzt und oberflächlich vorkommt: Fremde Leute sprechen einen einfach an und sind erst noch freundlich dabei!

Natürlich handelt es sich hier um eine pauschalisierende Beschreibung, es finden sich auch in der Schweiz redselige, aufgeschlossene Menschen und hervorragende Restaurants (siehe Seite 16). In der Tendenz stimmen aber Erfahrungs- und Umfragewerte durchaus überein. Und ein Blick zurück zeigt, dass die Reserviert- und Distanziertheit tief im Wesen des Schweizer drinsteckt.

Schon in frühen Reiseberichten ist von Erlebnissen zu lesen, die noch heute ihre Gültigkeit haben. Der Schriftsteller und Spötter Mark Twain bereiste 1879 das Land, stieg die Rigi hoch, anstatt drei Stunden dauert der Marsch in seinen Aufzeichnungen drei Tage. Dann kam er vom Regen durchnässt oben an – und machte gleich eine unangenehme Erfahrung, wie seiner unterhaltsamen Schrift «Bummel durch Europa» zu entnehmen ist: «Ja, es war das Rigi-Kulm-Hotel auf dem Gipfel der Rigi, und wir fanden dort die Zimmer, die unser Bursche für uns bestellt hatte, – allerdings bekamen wir zuvor die hochmütige Ungefälligkeit des Portiers und des sonstigen Dienstpersonals gründlich zu kosten.»

Unterwürfigkeit liegt uns nicht

Die Schweizer sind sich ihrer abweisenden Kauzigkeit durchaus bewusst. «Höflichkeit ist eine Münze, die bei uns nicht hoch im Kurs steht», schrieb Adolf Guggenbühl in seinem zum Klassiker gewordenen «Schweizerischen Knigge», der ab 1933 jahrzehntelang in Dutzenden von Neuauflagen erschien. «Der Schweizer versteift sich gerne darauf, «rauhe Schale, guter Kern» zu spielen», heisst es in der Erstausgabe des in edlem Gold gefassten Büchleins. Guggenbühl, ein Verfechter der guten Umgangsformen, fragt im Buch: «Erklärt sich wohl die Widerwilligkeit vieler Eidgenossen, den Hut beim Grüssen zu lüften, aus der Bewunderung für Wilhelm Tell?» Um dann anzufügen: «Sicher wird die Art und Weise, wie die meisten von uns grüssen, von anderen Nationen als sehr unhöflich empfunden.»

Heute trägt niemand mehr einen Hut, den er lüften könnte, die Umgangsformen sorgen aber noch immer für Gesprächsstoff.

Der Autor des neuen «Schweizer Knigge», Christoph Stokar, sieht die hiesigen Gepflogenheiten tief in der Geschichte des Landes verwurzelt: «Die Schweiz kennt keine aristokratische Vergangenheit: Mit den an Fürsten- und Königshäusern gebrauchten Ritualen ist sie wenig vertraut, bestaunt die pompösen Zeremonien im Ausland als leicht amüsierter Zaungast.» Mit unserer republikanischen Geschichte ist uns Unterwürfigkeit fremd, das Dienen entsprechend nicht unsere Stärke. Daher rührt wohl auch unser Problem mit der Freundlichkeit in der Gastronomie und der grosse Rückstand im Tourismus auf das Nachbarland Österreich mit seiner höflich-höflichen Tradition.

Doch auch mit dem Umgekehrten, dem Bedientwerden, hat der Schweizer seine Mühe: Selbst wer reich und mächtig ist, gibt sich gern wie ein normaler Bürger. Die Schweiz ist das Land, wo sich auch Millionäre zum Mittelstand zählen, wo viele Chefs anstatt mit dem Chauffeur mit dem Velo zur Arbeit fah-

Ein Blick zurück zeigt, dass die Reserviertheit tief im Wesen des Schweizer drin steckt.

ren. Eine Eigenheit, die dem französischen Philosophen Blaise Pascal schon im 17. Jahrhundert aufgefallen ist: «Die Schweizer zeigen sich als wahre Plebejer, damit man sie hoher Ämter für würdig hält.»

Das heisst aber nicht, dass die Schweizer keine Umgangsformen hätten. Im Gegenteil: Dass fremde Leute einander auf der Strasse und vor allem auf dem Wanderweg grüssen, dass man im Geschäftsleben viel schneller zum informellen Du wechselt als in Deutschland, dass man Befehle sanft im Konjunktiv formuliert oder dass man Probleme selten direkt anspricht, wird von Ausländern immer wieder mit Staunen zur Kenntnis genommen. Satiriker Andreas Thiel hat diese Schweizer Art der Höflichkeit schon vor Jahren als Ursprung vieler Missverständnisse geortet. «Unsere ausgeprägten Höflichkeitsformen erlauben es uns, in der Schweiz trotz kultureller und sprachlicher Unterschiede friedlich zusammenzuleben. [...] Der Deutsche, der unsere Höflichkeit mangels besseren Wissens persönlich nimmt, ist sofort begeistert von der Schweiz. Bleibt er hier, wird er aber bald mit der Distanz konfrontiert, die die Höflichkeit von der Freundlichkeit unterscheidet. Er trifft auf eine Reserviertheit, die er nicht erwartet hat.»

Sind Schweizer freudlos?

Es dürfte kaum Zufall sein, dass die in der Schweiz durch Zwingli und Calvin geprägte Art der Reformation bis heute als Synonym für Freudlosigkeit, Rationalismus und emotionale

Kälte gilt. Selbst wenn diese Zuschreibungen historisch nur bedingt haltbar sind: Das Klischee lebt – und wie so oft ist etwas Wahres dran. In der Erfolgskomödie «Cool Runnings» von 1993 schauen jamaikanische Bobfahrer ehrfürchtig den Schweizern beim Anschieben zu. Mit ihrer Disziplin, ihrer Präzision und ihrem Erfolg sind die Eidgenossen das Vorbild der chaotischen Jamaikaner – bis diese feststellen, dass die Schweizer gar nie lachen. Wie verbissen die Schweizer beim Start auf Schweizerdeutsch einzählen, ist im Film ein grosser Lacher. Lieber erfolglos und fröhlich als siegreich und grimmig, so das familientaugliche Fazit dieses bis heute beliebten Kinoklassikers.

Die zwei Grundformen der Höflichkeit

Natürlich funktioniert die Welt nicht ganz so einfach wie ein Disney-Film; deshalb ist nicht Jamaika ein Einwanderungsland, sondern die Schweiz. Gemäss Bundesamt für Statistik sind 29 Prozent der in der Schweiz wohnhaften Bevölkerung nicht in der Schweiz geboren – ein weltweiter Spitzenwert. Womöglich trägt gerade die Reserviertheit der Einheimischen dazu bei, dass die Integration gelingt. Als Zuzüger wird man hierzulande nicht mit offenen Armen empfangen, man muss sich anstrengen, um Anschluss zu finden: Vereinen beitreten, sich als Eltern in der Schule engagieren, im Dorf oder Quartier präsent sein. Das gilt nicht nur für Ausländer, sondern ebenso für Zuzüger aus einem anderen Schweizer Ort. Grösstenteils scheint dies zu funktionieren: Trotz des hohen Ausländeranteils hat das Land vergleichsweise wenig Probleme mit Migranten.

Die US-amerikanischen Anthropologen Penelope Brown und Stephen Levinson definieren in ihrem Buch «Politeness. Some Universals in Language Usage» (1987) zwei Grundformen der Höflichkeit: die positive und die negative. Bei positiver Höflichkeit sind die Menschen aktiv um zuvorkommende Kommunikation bemüht. Bei negativer versuchen sie, möglichst nicht zu stören. Ersteres ist in den USA verbreitet, Letzteres tönt wie eine Beschreibung des Schweizer Charakters.

Die als unfreundlich wahrgenommene eidgenössische Zurückhaltung dürfte zu den Erfolgsfaktoren des Landes gehören, lässt man den Tourismus einmal aussen vor. Bei Expats handelt es sich um Zuzüger, die meist nur wenige Jahre im Land sind und daher kaum Anreize haben, die Mühen auf sich zu nehmen, um Anschluss zu finden. Würde die Umfrage bei Migranten durchgeführt, die schon länger im Land sind, sähe die Sache wohl anders aus. Sind die Einwanderer einmal mit den hiesigen Sitten vertraut, beginnen sie sie meist zu schätzen. Irgendwann erkennen fast alle, was Guggenbühl bereits 1933 beschrieben hat: dass sich unter der harten Schale der Schweizer tatsächlich ein weicher Kern befindet. ○

Vom höflichen Wegblicken des Personals

Von *Andreas Honegger* — Die Schweizer Gastronomie hat betreffend Freundlichkeit einen schlechten Ruf. Wir können froh sein, beim Service oft mit Personal aus Italien oder Spanien konfrontiert zu sein.



Wie wird der Kunde bei uns im Restaurant behandelt, also dort, wo er als Gast bezeichnet wird? Gast ist ein Euphemismus, ein Begriff aus der Welt der gastfreundlichen

Einladung, der hier auf bezahlende Kunden angewandt wird. Wir stören uns nicht daran, im Restaurant Gast zu sein, auch wenn wir wissen, dass uns eine Rechnung präsentiert wird, aber wir hoffen darauf, dass der Kunde mindestens in diesem Fall «König» sein wird.

Wir alle kennen das aus dem Alltagsleben: Man will im Restaurant bezahlen und sucht den Blickkontakt zu einem Kellner, und der schaut immer und beharrlich dahin, wo wir nicht sind. Schliesslich ist der ganze Tisch involviert, und man winkt und gestikuliert wie ein Irreter, aber der Kellner geht scheinbar unberührt und konzentriert seinen vielen Beschäftigungen nach, zu denen offenbar diese eine unter keinen Umständen gehören kann: uns endlich die verdammte Rechnung zu bringen.

Ratlos am Tisch

In einigermaßen eleganten Lokalen ist das Herbeirufen des Personals verpönt, aber selbst dort, wo wir mit lauter Stimme rufen könnten, sind wir ratlos: Wie spricht man das Personal anständig an? «Serviertochter», schlimmer noch «Fräulein» wirkt total veraltet oder gar sexistisch, aber auch der «Herr Ober» geht eigentlich nur noch in Österreich, wo sich der Kellner über die Beförderung zum Oberkellner freut und sich beim Gast mit einem «Herr Doktor» bedankt. «Garçon!», was in Frankreich noch möglich ist, verbietet sich bei über fünfzigjährigen Kellnern ohnehin. «Hallo» ist total sinnlos, da schaut der ganze Saal, nur der Kellner nicht. «Entschuldigung!», «Pardon!», «Sorry!» zu rufen, ist in allen Sprachen möglich, aber eigentlich idiotisch, denn wir wollen die beschäftigten Angestellten nur bitten, ihre Arbeit zu tun – weshalb sollten wir uns denn entschuldigen, wenn sie uns nicht die uns geschuldete Aufmerksamkeit entgegenbringen? Kurz: Wir als Gäste zerbrechen uns den Kopf darüber, wie wir denn mit dem Servicepersonal auf anständige Weise in Kontakt treten könnten. Erfahren wir die gleiche Fürsorglichkeit auch von den Angehörigen des Services?

Im Allgemeinen sind wir in der Schweiz verwöhnt. In Fünfsternehotels ist der Service eines der Aushängeschilder des Hauses. Es wird



Wir hoffen, dass der Kunde «König» sein wird: Kellner bei einer Team-Besprechung.

gleich viel Wert auf eine freundliche, perfekte Bedienung gelegt wie auf die Qualität des Essens, die Sauberkeit des Hauses oder das stimmige Dekor. Aber in einfacheren Lokalen ist es oft eine Lotterie: Es gibt Serviceangestellte, die man sofort ins Herz schliesst und die nichts falsch machen können, weil sie alles mit Charme und Liebenswürdigkeit erledigen.

Mit Händen und Füßen und mit dem Finger auf der Speise- und der Weinkarte.

Ebenfalls grossartig sind die, die mit ebendiesem Charme darüber hinwegzutäuschen versuchen, dass sie eigentlich keiner hierzulande gängigen Sprache wirklich mächtig sind. Mit

Händen und Füßen und mit dem Finger auf der Speise- und der Weinkarte hat man meist Chancen, das Gewünschte zu bekommen. Fehlt aber der Charme, dann sind wir nicht bereit, irgendwelche Mängel im Service kritiklos hinzunehmen. Das ist natürlich unfair, aber so sind wir halt.

Im Allgemeinen können wir in der Schweiz mit der Höflichkeit des Servicepersonals zufrieden sein. Zum Teil mag das daran liegen, dass wir häufig mit Personal aus Italien oder Spanien konfrontiert sind, mit Leuten, die meist mit einem gewissen Stolz in ihrem Job agieren und die das Erbringen einer Dienstleistung weder als einen Verlust von Würde noch als Zeichen von Ungleichheit empfinden. Im Gegenteil: Sie sind sich der Tatsache bewusst, dass sie mit Witz und Eleganz brillieren

können – was sich auch in einem satten Trinkgeld niederschlagen kann. Zudem stammen viele Serviceangestellte aus Österreich, wo der Charme fast überreichlich fliesst, oder noch weiter aus Osteuropa.

Zwei persönliche Erlebnisse muss ich noch loswerden: Im Jahr der letzten Sonnenfinsternis kehrten wir nach langem Verkehrsstau im Elsass wieder in die Schweiz zurück und stiegen in Basel in einem Hotel ab. Der Hunger der ganzen Familie war gigantisch, und wir wählten rasch Vorspeise und Hauptgang. Nach einer kleinen Ewigkeit wurden die Getränke gebracht, dann geschah gar nichts mehr. Alle Versuche einer Kontaktaufnahme scheiterten, obwohl wir alles andere als ruhig dasassen. Etwa nach einer Stunde gelang es mir dann doch, den Maître d'Hôtel auf uns aufmerksam zu machen, und er nickte verbindlich und verständnisvoll in unsere Richtung, so dass die Magensäfte noch reichlicher flossen: Endlich würden wir bedient werden. Und tatsächlich kam kurz darauf ein Kellner an unseren Tisch und überbrachte uns... die Rechnung! Die Rechnung für all das, was wir gar nie gegessen hatten. Unsere Reaktion war ein so unbändiges Gelächter, dass bald das ganze Personal um unseren Tisch herum stand und uns dessen versicherte, dass nun alle Hebel in Bewegung gesetzt würden – und so war es auch, unser Essen wurde noch vor Mitternacht serviert.

Dann verwies er uns des Lokals

Eine zweite Anekdote stammt nicht aus der Schweiz, sondern aus Südfrankreich, aus einem provenzalischen Provinzkaff, wo sich unsere Familie kurzentschlossen auf den *gigot d'agneau* einigte. Anstelle der erwarteten saftigen rosa Keule kam ein geschnetztes Schaf an brauner Sauce auf den Tisch. Auf meine Bemerkung, dies sei kein Gigot und auf der Karte sei nichts von «geschnetzelt» erwähnt gewesen, schlich der Kellner ab, um den Chef zu holen. Dieser kam, ein Hüne im Koch-Ornat, mit einer Lammkeule und einem riesigen Messer. «Was ist das?», fragte er zornig im Kreis herum und gab selbst die Antwort: «ein *gigot d'agneau*». Darauf begann er, mit dem Messer wie ein Verrückter auf die Keule einzustechen, und sah uns dann bedrohlich an: «Und was ist das?», fragte er, wild mit dem Messer fuchtelnd und auf die blutigen Fetzen hinweisend, die vom Gigot hingen: «*Gigot d'agneau*!» Dann verwies er uns des Lokals, was wir uns angesichts der Grösse seines Messers nicht zweimal sagen liessen. So etwas haben wir in der Schweiz dann doch noch nie erlebt!

Andreas Honegger, Journalist und Buchautor, ist seit Jahrzehnten als Gastkritiker für die NZZ tätig. Zudem lässt er seine Erfahrungen auch angehenden Restaurateuren zugutekommen.

Kulturen

Liebe Schweizer, bleibt, wie ihr seid!

Von Taki Theodoracopulos — Meine Frau sagt, die Schweizer seien das höflichste Volk der Welt. Sie hat unrecht: Sie sind das zweithöflichste.

Hat da jemand gesagt, die Schweizer seien ruppig, unfreundlich und abweisend? Was für eine absurde Idee. Wie kommen diese Leute dazu? Ich kann es Ihnen sagen. Heutzutage kann sich ein Mann als Frau deklarieren und auf die Damentoilette gehen. Die *New York Times* kann weissen Heterosexuellen den Krieg erklären, in ihrem Kulturteil kommen nur Schwule, Lesben und schwarze Transgender vor. In den Ansagen der Londoner U-Bahn und der britischen Eisenbahn wird nicht mehr die Anrede «Ladies and Gentlemen» verwendet, weil das Transgender beleidigt. Jetzt werden die Fahrgäste mit «Hello everyone» angesprochen.

Von daher können in unserer modernen Welt, in der alles durcheinandergeraten ist, sogar die Schweizer als unfreundlich, fremdenfeindlich und als ausgesprochen rüde bezeichnet werden. Natürlich kann jeder seine Meinung sagen, das ist sein gutes Recht. Nehmen wir nur das Internet, das jedem dahergelaufenen Schwachkopf die Möglichkeit bietet, sich als Kritiker hervorzutun und irgendwelchen Unsinn von sich zu geben. Wie sieht es nun in Wahrheit mit den Schweizern aus? Die Wahrheit ist bekanntlich subjektiv, und es kommt darauf an, wer sie als wahr oder als unwahr empfindet. In der Romanliteratur ist die Wahrheit offensichtlich und unumstösslich, aber das gilt auch für ihr jeweiliges Gegenteil.

Ihre Durchlaucht Prinzessin Alexandra Schönburg-Hartenstein beharrt darauf, dass die Schweizer die höflichsten Menschen der Welt sind. Das ist nicht ganz richtig, sie sind die zweithöflichsten Menschen der Welt. Die allerhöflichsten sind die Japaner. Ich muss es wissen. Prinzessin Alexandra ist meine Frau, wir leben schon fast fünfzig Jahre in der Schweiz, aber sie kennt die Japaner nicht so gut wie ich. Seit sechzig Jahren bin ich ihnen durch den Kampfsport verbunden. Einen tiefen Verlust oder eine Katastrophe geben Japaner mit einem Lächeln bekannt, um ihr Gegenüber nicht zu schockieren oder in Verlegenheit zu bringen. Einer meiner Lehrer berichtete lächelnd, dass seine gesamte Familie bei einem Erdbeben ums Leben gekommen war. So weit würden die Schweizer nicht gehen. Sie würden auch nicht so unhöflich sein wie die Franzosen oder so falsch wie die Briten.



«Hello everyone»: Didier Burkhalter (l.), Prinz Naruhito.

Die Amerikaner sind ja für ihre grosse Freundlichkeit bekannt, aber versuchen Sie mal, als Fremder das Grundstück eines Amerikaners zu betreten, dann werden Sie Ihr blaues Wunder erleben. «Verschwinden Sie von meinem Grundstück, oder ich schiesse», ist noch die freundlichste Variante. Griechen und Italiener sind freundlich, aber sie verlieren im Nu jede Distanz.

Nein, nein, die Schweizer sind schon in Ordnung. Gewiss, in Genf gibt es arrogante Typen, die auf andere herabschauen, denen sie sich überlegen fühlen, aber das kommt einfach daher, dass sie eine französische Lebensart pflegen. Tatsächlich geht es in Europa, ja im gesamten Westen mit den Normen von Sitte und Anstand rasant bergab. Niemand hält sich mehr an verbindliche Regeln, moralische Werte lösen sich allenthalben auf.

Bevor Warhol, Koons und andere sexbesessene Angeber die Kulturszene betraten, waren Rembrandt und Michelangelo schon längst von vulgären Mächtigenkünstlern als stilprägend verdrängt worden. Die Schweizer sind ihren Wurzeln treu geblieben, der Landwirtschaft, dem Bankgewerbe und ihren schönen Häusern aus Holz. Und sie haben sich der Diktatur der Betrüger (damit meine ich die EU) nicht unterworfen. Liebe Schweizer und Schweizerinnen, bleibt, wie ihr seid, und sagt euren Kritikern, sie können euch gernhaben.

Panayiotis «Taki» Theodoracopulos ist Autor und Erbe eines griechischen Reedereivermögens. Der ehemalige Tennisprofi und Kriegsberichtersteller lebt in Gstaad, London, New York und den Hamptons.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Die Guillotine und ihre Folgen

Von Christoph Mörgeli

Wenn Dr. Joseph-Ignace Guillotin das gewusst hätte! Heute nennt die ganze Welt ein Fallbeil zur Vollstreckung der Todesstrafe nach dem wackeren Pariser Arzt. Dabei hatte Guillotin kurz nach Ausbruch der Französischen Revolution doch nur eine humanere Hinrichtungsart beantragt. Seine Nachfahren schämten sich so sehr, dass sie längst einen anderen Namen tragen. In der Schweiz wurde der letzte Mörder am 18. Oktober 1940 durch die Guillotine hingerichtet.

Und doch droht das blutige Gerät noch immer in und über vielen Köpfen – hauptsächlich bei den drei FDP-Bundesratskandidaten. «Richtig, das muss das Ziel sein», antwortet Ignazio Cassis auf die Frage nach Abschaffung der Guillotine-Klausel. Die Guillotine-Klausel müsse weg, meint auch Pierre Maudet: «Sie ist die grösste Gefahr für gute Beziehungen mit der EU.» Es sollte die Guillotine-Klausel nicht geben, mahnt Isabelle Moret: «Sie ist gefährlich. Sie hat auch die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative blockiert.»

Doch war es ein freisinniger Chefunterhändler, der 1998 die Methode nach Dr. Guillotin akzeptiert hat. Im Rahmen der bilateralen Verträge wollte die EU verhindern, dass das Schweizer Volk ihm nachteilige Dossiers mittels Abstimmung ablehnt. Brüssel setzte bei Jakob Kellenberger durch, dass sämtliche sieben Verträge dahinfallen, wenn ein einzelner gekündigt wird. Man dachte selbstverständlich an die für die Schweiz überaus schädliche Personenfreizügigkeit. Mittels der angemahnten Hinrichtungsgeschichte vermochte die EU die Verhandler gehörig einzuschüchtern.

Heute urteilt Kellenberger, Schuld an der Guillotine-Klausel trügen die Auns und die Zürcher SVP – wegen Referendumsdrohungen. Der langsame, monotone, mühsam um Worte ringende Kellenberger war eine diplomatische Fehlbesetzung. Als Cheftherapeut einer Schlafklinik hätte er der Allgemeinheit grössere Dienste erwiesen. Für einen Appenzeller war Kellenberger grossgewachsen. Napoleon hingegen war klein. Als sich ein General darüber lustig machte, warnte ihn der Kaiser, er solle nur aufpassen, dass er nicht plötzlich auch einen Kopf kleiner sei. Das war Napoleons Guillotine-Klausel. Nicht angenehmer als jene, die uns Brüssel aufgezwungen hat. Aber um einiges witziger. Mit Jakob Kellenberger hat allerdings auch nicht der witzigste Appenzeller für uns verhandelt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

In 25 Minuten von Basel nach Visp

Von Peter Bodenmann — Teile des Kapitals glauben an die Zukunft der fliegenden Untertassen.



Denkbare Zukunft: das E-Flugzeug von Lilium.

In meiner Jugend kannten wir die 200 wichtigsten Telefonnummern auswendig. Und hatten immer etwas Münz im Sack. Wer von unterwegs telefonieren wollte, musste oft vor PTT-Telefonkabinen anstehen.

Und wenn man an die Reihe kam, war der oder die Angerufene leider ab und zu besetzt. Vor der Kabine standen weitere Ungeduldige. Für Spannung und Spannungen war gesorgt. Heute hat die Swisscom alle Telefonkabinen entsorgt. Und jedes Smartphone hat mehr Leistung als in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts die zimmergrossen Rechner der ETH.

Der technische Fortschritt steht nicht still. Im Gegenteil, er beschleunigt sich. Niemand beschrieb die zerstörerische Kraft der sich entwickelnden Produktivkräfte eindrücklicher als die Herren Marx und Engels.

Das Kapital war, ist und bleibt extrem scharf auf Innovationen. Denn richtig Geld verdient, wer auf die Technologien der Zukunft setzt. Neue Industrien zerstören die alten. Wer nicht rechtzeitig begreift, wohin die Reise geht, ist weg vom Fenster. Wie eben erst Nokia. Grüsen lassen heute in Sachen Marktkapitalisierung Amazon, Microsoft, Apple, Google und Co. Alles Yankees. SBB und BLS streiten um die noch hochrentablen Fernverkehrslinien. Vorab um die Linie zwischen Brig und Basel. Verständlich, denn der neue Lötschbergertunnel ist eine Goldgrube. Im Gegensatz zum Gotthard-

basistunnel. Auch weil die Bahnen für real nicht existierende Kilometer – für sogenannte Tarifkilometer – Geld verlangen dürfen.

Das deutsche Unternehmen Lilium entwickelt senkrecht startende Flugmaschinen, die mittelfristig, autonom gesteuert und elektrisch angetrieben, fünf Personen 300 Kilometer weit transportieren sollen. Mit Tempo 300. Zu Spottpreisen, wenn alles aufgeht.

Nehmen wir an, Lilium wird ein Erfolg. Was nicht mehr ganz auszuschliessen ist.

Der Flug eines sich selbst steuernden Lilium-Sammeltaxis mit fünf Sitzplätzen soll längerfristig pro Kilometer nicht mehr als 50 Rappen kosten. Der Flug vom Dach des Lonza-Hochhauses in Basel nach Visp ins Stammwerk wird knapp 30 Minuten dauern. Der Preis des Fluges längerfristig 50 Franken betragen. Und somit lächerliche 10 Franken pro Sitzplatz. SBB und BLS müssten sich mit dieser denkbaren Zukunft auseinandersetzen. Und in einem ersten Schritt fusionieren, statt sich gegenseitig zu kujonieren. Um gemeinsam Tag und Nacht über die Zukunft der Mobilität nachzudenken.

Sonst wird es ihnen ergehen wie den Schweizer Telekommunikationsunternehmen Hasler, Zellweger, Autophon und Co. Niemand kennt mehr ihre Namen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Würde des Glaubens

Von Kurt W. Zimmermann — Wagen wir einmal die Gegenthese:
Das publizistische Erfolgsrezept ist heute die Unglaubwürdigkeit.

Die glaubwürdigsten Redaktionen der Schweiz, so zeigte eben eine Umfrage, sind die NZZ und Radio SRF.

Sollen wir nun NZZ-Chefredaktor Eric Gujer und Radio-Chefredaktorin Lis Borner gratulieren? Wir warten noch ein wenig, denn die Sachlage ist unübersichtlich.

Wir erleben in den Medien eine inflationäre Verwendung des moralisch aufgeladenen Begriffs der «Glaubwürdigkeit». Politiker müssen zwingend glaubwürdig sein, Topmanager und selbst Fussballtrainer müssen zwingend glaubwürdig sein.

Den Masstab kann man auch in eigener Sache anlegen. Worunter leiden Journalisten am meisten?

Mangelnde Glaubwürdigkeit nennen derzeit 49 Prozent der Journalisten als Hauptproblem ihres Berufs. 56 Prozent glauben, dass das Vertrauen des Publikums in ihren Beruf in letzter Zeit abgenommen hat.

Ich glaube, das Bedauern darüber kann sich in Grenzen halten. Denn Glaubwürdigkeit in den Medien ist beim Publikum gar nicht mehr gefragt.

Glaubwürdigkeit hat als Qualitätsmerkmal der Medien im Vergleich zu früher gewaltig an Boden verloren. Glaubwürdigkeit widerspiegelt Kriterien wie Neutralität und Objektivität im Journalismus. In den letzten Jahren aber ist die Tendenz im Journalismus massiv in die gegenteilige Richtung gegangen. Wir erleben eine De-Neutralisierung und De-Objektivierung des Journalismus.

Die Medien haben sich in ungeahntem Ausmass politisiert. Die ideologische Linie ist wichtiger geworden als die Sachgerechtigkeit. In den USA etwa zeigte sich dies überdeutlich bei der Trump-Wahl, in Deutschland bei der Willkommenskultur, in der Schweiz bei der Asylpolitik.

Als Folge davon, so zeigen Umfragen in allen drei Ländern, sinkt das Vertrauen in die Medien.

Doch das greift zu kurz. «Die Medien» gibt es nicht mehr. Im Zuge der zunehmenden De-Objektivierung des Journalismus haben auch die Leser ihre Erwartungshaltung neu ausgerichtet. Sie wollen heute Subjektivität. Für Einseitigkeit zahlen sie. Glaubwürdig ist alles, was sie selber glauben. Unglaubwürdig ist alles, was ihrer Meinung widerspricht.

Trump-Skeptiker lesen darum mit Begeisterung die *New York Times* und verachten Fox News. Brexit-Anhänger lesen mit Begeisterung den *Daily Express* und verachten den *Guar-*



Wir gratulieren: Radio-Chefin Borner.

dian. Migrationsbefürworter lesen mit Begeisterung den *Spiegel* und verachten die *Welt*. EU-Gegner lesen mit Begeisterung die *Basler Zeitung* und verachten den *Tages-Anzeiger*.

Seit Zeitungslesen vom Volkssport zum Elitesport wurde, hat sich das Lesen stark verändert. Es dient nicht mehr der Informationsaufnahme. Es dient der Bestätigung der eigenen weltanschaulichen Position und der eigenen Rechthaberei.

Medien mit dezidiertem Rechts- oder Linksdrahl haben darum publizistischen Erfolg. Allerdings haben sie den Erfolg nur im eigenen Lager. Dort sind sie glaubwürdig, sogar höchst glaubwürdig. Man liebt sie. Ausserhalb des eigenen Lagers jedoch sind sie höchst unglaubwürdig. Man hasst sie. Das vorliegende Blatt, die *Weltwoche*, ist ein schönes Beispiel für diese Polarität.

Wenn ein Medienprodukt heute über alle politischen Blöcke hinweg eine hohe Glaubwürdigkeit erreicht, dann gelingt das nur mit dem Verzicht auf eine ideologische Haltung.

Damit sind wir bei Lis Borner und Eric Gujer zurück. Im Fall von Borners Radio SRF können wir zur hohen Glaubwürdigkeit gratulieren. Neutralität ist Pflicht für den Service public.

Im Fall von Gujers privatrechtlicher NZZ erstaunt uns hingegen die hohe Glaubwürdigkeit über alle Lager hinweg. Ist ihre politische Positionierung nicht klar genug?

Es werde Frieden!

Von Henryk M. Broder — Merkel pfuscht Gott ins Handwerk.

Also sprach die Agrosse Vorsitzende zur Eröffnung des Weltfriedenstreffens in Münster: «Religionen haben den Auftrag zum Frieden. Und deshalb kann es keine Rechtfertigung von Krieg und Gewalt im Namen einer Religion geben.»



Man muss weder Theologie noch Philosophie, nicht einmal Religionsgeschichte studiert haben, um zu erkennen, dass diese Aussage so absurd ist wie der Auftritt eines Osterhasen, der sich als Weihnachtsmann verkleidet hat, um bei «Germany's Next Topmodel» mitmachen zu können. Der Satz übertrifft an Sinnlosigkeit alles, was die Kanzlerin im Laufe ihrer zwölfjährigen Regentschaft gesagt hat, einschliesslich der drei Worte, die ihr Vermächtnis sein werden: «Wir schaffen das!»

Erstens: Wer soll den Auftrag erteilt haben? Gott, Moses, Jesus, Mohammed, Margot Kässmann? Zweitens: In den Zehn Geboten ist von Frieden keine Rede. Drittens: Weder das Judentum noch der Islam sind Friedensreligionen, allein das Christentum könnte einen solchen Anspruch erheben, wenn seine Praxis in der Vergangenheit der Theorie nicht entgegenstände.

Die Behauptung der Kanzlerin ist zwar sinnlos, aber nicht zweckfrei. Das Problem, das sich im Islam manifestiert, soll generalisiert, auf die anderen monotheistischen Religionen übertragen werden. Irgendwie sind sie alle gleich, nicht wahr? Und deswegen spielt es keine Rolle, welcher Konfession ein Terrorist angehört.

Dummerweise gehen die Terroranschläge der letzten Zeit – in London, Brüssel, Nizza, Paris, Berlin, Turku, Manchester, Hamburg, Mailand – nicht auf das Konto katholischer Pfadfinder, evangelischer Veganer oder jüdischer Diabetiker, sondern auf das von fanatischen Muslimen, die sehr wohl davon überzeugt sind, im Namen ihrer Religion zu handeln. Ihnen zuzurufen: «Ihr versteht eure Religion falsch, euer Auftrag ist Frieden!», zeugt zum einen von einer gründlichen Unkenntnis des Objekts, zum anderen von einer grenzenlosen Anmassung. Aber inzwischen ist in Berlin alles Chefsache – die Energiewende, die Lösung der Flüchtlingskrise und neuerdings auch die Rolle der Religionen. Die Kanzlerin regiert schon eine Weile am Parlament vorbei. Und jetzt pfuscht sie auch noch Gott ins Handwerk. Allmächtiger, unternimm was!



Einseitige Urteile: Gerichtspräsidentin Schaer.



Menschenverachtend: «Chaostruppe».



Beteiligt: 200 BPM.

Schauerliche Politrichterin

Christine Schaer handhabt die «Menschenwürde» von Fall zu Fall. Als Gerichtspräsidentin von Bern-Mittelland urteilt sie für sexistische Hass-Rapper, für Plaudertasche Kathy Riklin und gegen die SVP. *Von Christoph Mörgeli*

Ihr neuestes Verdikt ist ein weiteres Beispiel in einer Reihe von politisch auffallend einseitigen Urteilen. Christine Schaer (EVP) liess es bei einer halben Verurteilung gegen eine Rapper-Formation aus dem Umfeld der Berner Reitschule bewenden. Die Rapper haben SVP-Nationalrätin Natalie Rikkli fast vier Minuten lang in hier nicht zitierbarer Weise mit übelsten Worten zum Geschlechts- und Oralverkehr aufgefordert, sie mit vulgären Schimpfwörtern wie «Schlampe» eingedeckt und sie generell in schwerwiegender Weise belästigt. Einer der «Künstler» arbeitet als Kindererzieher in der Region Biel, und auch die andern Mitwirkenden gehen ausserhalb der Anonymität ganz alltäglichen Tätigkeiten nach.

Gerichtspräsidentin Christine Schaer beurteilte die öffentlich pöbelnden, frauenverachtenden Sexisten und deren Text «Natalie Rikkli» ausgesprochen milde – schliesslich bekennen sie sich als «Sozialisten» und zur Parole «Bern bleibt nazifrei». Von Verleumdung und sexueller Belästigung der SVP-Nationalrätin könne keine Rede sein, meinte Schaer. Sie liess lediglich ein bisschen Beschimpfung gelten und verhängte eine lächerlich milde, bedingt ausgesprochene Geldstrafe. Vor dem Teilfreispruch von Gerichtspräsidentin Schaer hatte die Staatsanwaltschaft fünf Beteiligte wegen Verleum-

dung, Beschimpfung und sexueller Belästigung bestraft. Der zuständige Staatsanwalt Roman Sigrist (FDP) ist mit Schaers Fehlerurteil nicht einverstanden und will es ans Obergericht weiterziehen.

Mittlerweile hat die Rap-Crew das Video «Natalie Rikkli» vom Netz genommen. Die «Chaostruppe», ein bekanntes vierzehnköpfiges Berner Rapper-Kollektiv, beklagte sich unlängst in weinerlichem Ton über angebliche «mediale Hetzjagden» und «Rattenfänger». In gewundenen Erklärungen wird festgehalten, am «Rikkli»-Beitrag seien nur drei ihrer vierzehn Mitglieder beteiligt gewesen. Mit der Kommunikation auf ihrer Facebook-Seite hat sich die «Chaostruppe» allerdings selber ein Ei gelegt. Man muss nur eins und eins zusammenzählen. Hier wurde die einzige beteiligte Frau öffentlich gemacht – es handelt sich um Sophie, die früher als Yvette Beef aufgetreten ist.

So unbeteiligt, wie sich die «Chaostruppe» heute gibt, ist sie nicht, wie ihr Facebook-Post vom 23. Mai 2015 beweist. Sie hat dazu aufgerufen, das letzte Tape von Tilt und 200 BPM anzuhören, und das Lied «Natalie Rikkli» gleich selber gepostet. Da passt überhaupt nicht dazu, wenn das Kollektiv jetzt «jegliche Form von Diskriminierung» ablehnt. Dank dieses Posts wissen wir auch, welche anderen Rapper neben Tilt und 200 BPM noch betei-

ligt waren, nämlich die genannte Yvette Beef, Max Favelar und The Pankbrothers (facebook.com/thepankbrothers), die sich selber als «Independent Rap – vulgär revolutionär» bezeichnen. In ihrer Stellungnahme mochte sich die vom Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) auffallend gehätschelte «Chaostruppe» für die menschenverachtenden Straftaten dreier ihrer Mitglieder nicht entschuldigen. Ja, das Kollektiv versuchte gleich auch noch,

Auch im Fall des «Kosovaren-Inserats» setzte Gerichtspräsidentin Schaer «ein wichtiges Zeichen».

sich als Opfer von «beängstigend tief diskriminierenden Menschenbildern» hochzustilisieren.

Ein dem «Rikkli»-Video angefügter Facebook-Beitrag hat die Orgie sadistisch-sexueller Gewaltfantasien gegen Natalie Rikkli noch zusätzlich auf die Spitze getrieben, ohne dass die gegen rechts so unerbittlichen Kontrolleure eingeschritten wären. Die fünf angeklagten Rapper lassen sich vom Anwalt und früheren Aargauer Hip-Hopper Tom Schaffner vertreten, der das Strafurteil der Staatsanwaltschaft weitergezogen hat.

Bei der jetzt zuständigen Einzelrichterin Christine Schaer konnten sich die Reitschul-



Einzigste Frau: Yvette Beef.



«Vulgär revolutionär»: The Pankbrothers.

Rapper nach allen bisherigen Erfahrungen gut aufgehoben fühlen. Das von ihr gefällte Urteil bestätigte wohl alle ihre Hoffnungen. In der sechsstündigen Debatte gaben sich die Angeklagten halbwegs zerknirscht; sie hätten sich bei ihrem Video «nicht viel gedacht» und eigentlich gar nicht Natalie Rickli ansprechen wollen. Interessant wäre in diesem gravierenden Fall eine Stellungnahme des Rappers Poul Prügu von PVP, für dessen Auftritt vom Montag die «Chaostruppe» Werbung machte. Poul Prügu heisst mit bürgerlichem Namen Paul Meyrat und arbeitet als Jurist für SRF.

Gegen Rickli, für Riklin

Der parteiisch urteilenden Gerichtspräsidentin Christine Schaer auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, musste die angerempelte Zürcher Nationalrätin Rickli wohl noch froh sein, dass sie nicht selber verurteilt wurde. Auch der Schreibende hat mit der Rechtsprechung der Region Bern-Mittelland schon einschlägige Erfahrungen gemacht. 2013 raunte Nationalrätin Kathy Riklin (CVP) zwei Journalisten Informationen zu, die sie einen Monat zuvor in ihrer Eigenschaft als Universitätsrätin anlässlich einer Sitzung dieses Gremiums aufgeschnappt hatte. In der Befragung durch Staatsanwalt Daniel Feigenwinter bestritt Riklin dreist, bei dieser Sitzung etwas erfahren zu haben. Regierungsrätin Regine Aeppli (SP) eilte als Präsidentin des Universitätsrates der angeschuldigten Riklin umgehend zu Hilfe. Aeppli behauptete frech, es gebe «keine hinreichenden Anhaltspunkte für ein strafbares Verhalten von Frau Riklin».

Die Staatsanwaltschaft verfolgte das Offizialdelikt umsichtig und stellte pflichtgemäss

einen Strafbefehl gegen Riklin aus. Diese zog ihren glasklaren Fall weiter zu Gerichtspräsidentin Christine Schaer – und wurde wunderbarerweise erhört: Schaer sprach Riklin vollumfänglich frei, überschüttete die Beschuldigte mit einer Entschädigung von 9605 Franken und brummte dem Kläger wegen «besonders schwerer Verletzungen ihrer Persönlichkeitsrechte» eine Genugtuung von 1000 Franken auf. Später erteilten das Obergericht wie das Bundesgericht Schaer eine erstklassige Abfuhr: Nationalrätin Kathy Riklin wurde der Amtsgeheimnisverletzung schuldig gesprochen und zu Gesamtkosten von 17 550 Franken verurteilt.

«Rasse» statt Nationalität

Auch im Fall des «Kosovaren-Inserats» der SVP Schweiz setzte Gerichtspräsidentin Christine Schaer «ein wichtiges Zeichen» – und zwar ganz nach ihrem persönlichen politischen Geschmack. Die Volkspartei hatte die lebensgefährliche Messerattacke eines Kosovo-Albaner gegen einen Berner Schwinger in einem Inserat öffentlich thematisiert. Weil die Staatsanwaltschaft nicht klagen wollte, wurde sie zweimal vom Obergericht dazu gezwungen. Das Urteil fiel Christine Schaer zu. Sie argumentierte diesmal für jene «Menschenwürde», die sie Natalie Rickli verweigerte, und bestrafte die SVP-Angestellten mit der horrenden Summe von insgesamt 48 130 Franken bedingt.

In ihrer Begründung erklärte die Gerichtspräsidentin die Kosovaren flugs zur Rasse («Ethnie»); in Tat und Wahrheit bilden sie selbstverständlich seit 2008 eine Nationalität, genau wie die Schweizer auch, die gemäss richterlichem Beschluss keine Ethnie im Sinne des Rassismugesetzes darstellen. Mit der

Aussage «Kosovaren schlitzen Schweizer auf» seien sämtliche Kosovo-Albaner einer Straftat bezichtigt worden. Doch genauso gut könnte man aus der Aussage «Schweizer machen Uhren» die absurde Behauptung herleiten, sämtliche Bewohner unseres Landes würden sich als Uhrmacher betätigen.

Der oberste Rassismus-Experte Georg Kreis geriet nach Christine Schaers Schlag gegen die Meinungsäusserungsfreiheit fast aus dem Häuschen: «Gratulation an Einzelrichterin Christine Schaer zum Mut, den es dazu brauchte.» Das Bundesgericht stützte ihre Einschätzung, weil die Vertreter von SP, CVP und den Grünen die beiden SVP-Exponenten mit Zufallsmehr überstimmten.

Seit nunmehr dreissig Jahren sitzt die sechzigjährige Christine Schaer auf demselben Richterstuhl an der Effingerstrasse 34. In den neunziger Jahren politisierte sie im Stadtberner Parlament und wirkte im leitenden Ausschuss der Koalition «Rot-Grün-Mitte» (RGM). Beim Projekt Reitschule marschierte sie stramm mit der SP. 1995 wurde Schaer bei den Nationalratswahlen erste Ersatzfrau auf der EVP-Liste. Sie habe sich – erklärte sie vor ihrer Wahl zur Gerichtspräsidentin – zur Juristerei entschieden, «weil ich mich für nichts anderes habe entscheiden können». Letztes Jahr hat Christine Schaer «Show-Prozesse» fürs grosse Publikum inszeniert und bei den vorgeführten fiktiven Fällen sich selber gespielt. Schaer stösst sich nämlich an der Art, wie in TV-Serien und Filmen Gerichtsverhandlungen vorgeführt werden. Die Realität sehe anders aus. Tatsächlich sind im Fernsehen die Gerichte jeweils ernsthaft Suchende in Sachen Gerechtigkeit. Und nicht wie im Fall Bern-Mittelland Desillusionsanstalten der Rechtsprechung. ○

VALUES WORTH SHARING

«Mir geht es beim Anlegen um mehr als nur Geld.»

Magdalena Cheung, LGT Kundin seit 2014



lgt.ch/values

Strahlemann mit Schattenseiten

Vieles, was FDP-Bundesratskandidat Pierre Maudet vollführt, knallt, hat aber wenig Format. Die Liste seiner verunglückten Politik ist bemerkenswert.

Von Hubert Mooser



«Pearl Harbor»: Bundesratsanwärter Maudet (l.), Genèver Polizist.

Mit seinen lockenden Flötentönen verzaubert der Genèver FDP-Kandidat Pierre Maudet zurzeit halb Bern. «Er macht das gut», sagt SVP-Präsident Albert Rösti über die Auftritte des Shootingstars. Auch CVP-Präsident Gerhard Pfister ist beeindruckt vom Schaulaufen des Genèfers. Kurz: Maudet ist es gelungen, sich in Bern mit klaren Worten und konkreten Ansagen als Mann der Tat zu präsentieren.

Seine zwei anderen Mitbewerber machen es ihm auch etwas leicht. Der Tessiner Kronfavorit Ignazio Cassis ist wie ein schlecht geleimter Trabi mit angezogener Handbremse unterwegs, wohl aus schierer Angst, er könnte patzen. Die Waadtländerin Isabelle Moret verbreitet in Interviews einen Unsinn nach dem anderen. Zuletzt erklärte sie in einem Interview mit der NZZ, die Romandie habe auf drei Sitze Anspruch, weil die FDP hier die stärkste Partei sei.

Also jubeln alle den Genèver hoch, aber die derzeit in Bern grassierende Maudet-Euphorie verstellt den kritischen Blick auf seinen bisherigen politischen Parcours. Pierre Maudet – sportlich-schlanke Gestalt, charmantes Auftreten, rhetorisch beschlagen – ist nicht bloss ein Mann der Tat, als der er sich präsentiert. Maudet ist auch ein Mann der Untaten – nur sehen viele in Bern grosszügig darüber hinweg. Seine Kritiker in Genèver warnen jedoch: Maudets Politik sei auf raschen Erfolg ausgerichtet, der ihm Applaus vom Publikum eintrage. Dafür nehme er auch Kollateralschäden in Kauf.

Wie sein einstiges Vorbild, der frühere französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy, zog auch Maudet mit dem Thema Sicherheit in den Wahlkampf. Hier konnte er mit harten Positionen punkten. Als er 2012 für einen Sitz in der Genèver Kantonsregierung kandidierte, sprach Maudet von einer Sicherheitskrise in

der Calvinstadt. Genèver war damals die Verbrechenskapitale der Schweiz. Maudet fand zu Recht: «Die Sicherheit ist das wichtigste Recht der Bürger und deren Gewährleistung die wichtigste Aufgabe des Staates.»

Pierre Maudet hat ohne Zweifel die Sicherheit in Genèver verbessert, auch wenn Genèver heute im-

«Einige Beamte liessen sich einen Bart wachsen, andere erschienen in Shorts zum Dienst.»

mer noch die Schweizer Stadt mit der höchsten Kriminalitätsrate ist. Er schürte aber gleichzeitig die Angst vor Terroranschlägen. Nach jedem terroristischen Anschlag in Frankreich reagierte der Genèver Sicherheitsminister schärfer als andere Exekutivpolitiker. Nach den Attentaten von 2015 auf die Redaktion des Satiremagazins *Charlie Hebdo* und auf andere französische Einrichtungen warnte er auf allen Kanälen vor einem terroristischen «Pearl Harbor» in der Schweiz und meinte damit, dass islamistische Terroristen unerwartet in der Schweiz einen Anschlag verüben könnten. Er warnte auch vor einem «Schweizer Hiroshima» bei der Cyberkriminalität. Frech prangerte Maudet die Naivität der Bundesbehörden in Sicherheitsfragen an, geisselte die Passivität des Nachrichtendienstes, warf diesem vor, er baue Personal ab, während der Rest der Welt aufrüstete. Effektiv betrieb der Nachrichtendienst aber genau in dieser Zeit keinen Personalabbau, sondern einen -ausbau.

Mit der Polizei auf Kriegsfuss

Mit der Genèver Kantonspolizei, deren oberster Chef er als Vorsteher des Sicherheitsdepartements seit 2012 ist, lebt Maudet gewissermassen auf Kriegsfuss. Sein autoritärer Führungsstil komme nicht an, sagen Genèver Polizisten. Maudet gilt als Kontrollfreak, der sich pingelig um jedes Detail kümmert und sich sogar ins operationelle Geschäft der Polizei einmischte. Und er hat glasklare Vorstellungen, wie die Polizei funktionieren muss. «Ich gebe die Befehle, und die Polizei hat diese Befehle auszuführen», sagt Maudet. Viele Sympathien hat er sich durch eine Polizeireform und die damit einhergehenden Sparmassnahmen verschert.

Rigoros kürzte er im Rahmen einer Gesetzesreform den Polizisten die Löhne. Wenn man weiss, dass fast jeder zehnte Grossrat des Genèver Parlaments ein ehemaliger oder aktiver Polizist ist, kann man sich vorstellen, dass Maudet mit

seiner Reform 2015 in ein Wespennest stach. Im Polizeikorps rumorte es gewaltig, es kam wiederholt zu Protestaktionen. «Einige Beamte liessen sich einen Bart wachsen, andere erschienen in Shorts zum Dienst», erinnert sich Maudet. Beides ist gegen die Dienstvorschrift. Der Kampf gegen Kriminalität wurde fast lahmgelegt. Mit einer hauchdünnen Mehrheit akzeptierten die Stimmbürger die Vorlage.

Aber der Abstimmungskampf hinterliess hüben und drüben Wunden. Das Klima ist schlecht, die Polizei demotiviert. Wenn der Genfer Sicherheitsdirektor heute mit Polizeivertretern Verhandlungen führt, muss er zuweilen seinen Staatsratskollegen des *Mouvement citoyens genevois* (MCG), Mauro Poggia, als Mediator zu Hilfe rufen. Der MCG zählt einige Polizisten in seinen Reihen und hat darum einen besseren Zugang zur Genfer Polizei als der Chef der Sicherheitsdirektion. Man muss aber auch sagen, dass Sicherheitsdirektor Maudet nicht sehr viel zur Entspannung der Situation beigetragen hat. Im Gegenteil. Mit umstrittenen Sanktionen gegen den hochgelobten Genfer *superflic*, Christian Cudré-Mauroux, hat der FDP-Staatsrat das Klima zusätzlich vergiftet.

Die Vorgeschichte: Am 19. Dezember 2015 randalierten in Genf linksextreme Chaoten. Sie verunstalteten mit Farbe und Motorenöl die Fassade des altherwürdigen Opernhauses. «Je suis furieux et scandalisé», polterte Maudet am

Tag danach. Sofort benannte er einen Sündenbock: die Nummer zwei der Genfer Kantonspolizei, Chef der Abteilung Operationen, Oberstleutnant Christian Cudré-Mauroux. Maudet sorgte für die Entmachtung des Polizisten und dessen Degradierung vom Oberstleutnant zum Major, weil dieser ihn angelogen haben soll. Der Genfer Staatsrat segnete alles ab. Im Juni 2017 folgte die Ohrfeige für Maudet und den Genfer Staatsrat. Das Verwaltungsgericht kam zum Schluss, dass der Staatsrat Polizeioffizier Cudré-Mauroux zu Unrecht degradiert habe. Maudet kam in der Beurteilung des Gerichtes besonders schlecht weg.

Aufräumen in Bern

Es war nicht das erste Mal, dass der forsche Genfer FDP-Politiker von einem Gericht zurückgepfiffen wurde. Er war erst ein Jahr als Sicherheitsminister von Genf im Amt, als er im Mordfall Adeline so etwas wie seine politische Feuertaufe erlebte. Der Wiederholungstäter Fabrice A. hatte seine Therapeutin Adeline während eines begleiteten Freigangs kaltblütig umgebracht. Maudet lief politisch zur Höchstform auf. Er änderte die Praxis bei Urteilen und Hafterleichterungen. Die Direktorin des Genfer Amtes für Strafvollzug wurde nach dem Verbrechen zuerst schwer kritisiert und schliesslich zurückgestuft, weil sie Maudet über diesen Fall nicht vorgängig infor-

miert hatte. Im September 2016 hob das Verwaltungsgericht die von der Genfer Regierung ausgesprochene Sanktion auf. Die Direktorin habe nicht gegen ihre Amtspflichten verstossen, so das Gericht.

Jetzt hat Pierre Maudet das Gefühl, dass er auch in Bern aufräumen muss. Dies lässt sich aus seinen früheren Aussagen ableiten. Maudet war noch nicht einmal Genfer Staatsrat, als er den Sicherheitsbericht 2010 des damaligen Verteidigungsministers Ueli Maurer zerpfückte und diesen als «grösstes Sicherheitsrisiko für die Schweiz» bezeichnete. Die Schweiz sei isoliert, verwundbar und werde nicht mehr als neutral betrachtet. Unverfroren attackierte er 2012 auch Bundesrat Johann Schneider-Ammann, weil dieser im Kampf gegen die Schliessung des Merck-Serono-Standorts in Genf zu wenig getan habe. Maudet warf in der Zeitung *Schweiz am Sonntag* die boshafte Frage auf, weshalb es den Wirtschaftsminister überhaupt noch brauche.

Wenig Respekt zeigt er auch vor dem politischen Gegner. Die SVP bezeichnete er einst als eine Partei, die nur noch «ihren Guru anhimmele», die SP-Vertreter als stramme Parteisoldaten, die blind der Parteidoktrin folgten. Heute weibelt er hinter den Kulissen um Stimmen aus SVP und SP. Wenn Maudet in den Bundesrat gewählt werden will, braucht er auch von diesen Parteien Support. ○

HUBLOT

SANG BLEU

**BIG BANG
SANG BLEU
TITANIUM PAVÉ**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT



Einzigartig: Petra Gössi.



Noch einzigartiger: Gerhard Pfister.

Die neuen Streithähne

Die Bruchlinie zwischen den Polparteien SVP und SP ist nicht mehr die dominierende Konstante der Schweizer Politik. Am giftigsten bekämpfen sich neuerdings CVP und FDP.

Von René Zeller

Auf leisen Sohlen stimmt sich die FDP auf das Wahljahr 2019 ein. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit – die Medien sind geblendet vom Schaulaufen ihrer drei Bundesratskandidaten – hat Petra Gössi an der freisinnigen Sommerparty im neuenburgischen Auvornier die programmatische Marschrichtung vorgegeben: «Gemeinsam weiterkommen».

Weiterkommen wohin? Mit wem? Der Slogan ist kaum weniger kryptisch als die drei verbalen Fixsterne, denen die FDP seit 2014 folgt: «Freiheit, Gemeinsinn, Fortschritt». Wenn Präsidentin Gössi «gemeinsam weiterkommen» will, so meint sie dies: Wir alle sind die Gesellschaft. Wir alle sind die Wirtschaft. Wir alle sind die Politik. Weil diese Welten miteinander harmonieren müssten, sei es klar, «dass wir deren Auseinanderdriften nur gemeinsam aufhalten können».

Schattenboxen

Klar ist allerdings auch, dass die FDP nicht mit anderen Parteien harmonieren will. Vor der freisinnigen Familie betonte Gössi, Selbstbewusstsein verströmend: «Die FDP ist die einzige Partei in der Schweiz, die eine positive,

konstruktive Zukunftsvision für unser Land entwickeln kann.»

Auch die CVP will weiterkommen. Aber nicht mit der FDP. Das betont der nicht minder selbstbewusste Präsident Gerhard Pfister bei jeder Gelegenheit. Nach dem Treffen seiner Partei in Genf reklamierte er folgendes Alleinstellungsmerkmal für sich: «Als einzige Partei verbindet die CVP Freiheit und Solidarität, Wohlstand und Gerechtigkeit sowie Souveränität und Offenheit.»

Was Pfister sagen will: Die CVP ist einzigartig. Wenn Petra Gössi behauptet, die FDP sei ebenfalls einzigartig, so steht für den Wortführer der Christdemokraten fest, dass seine Partei genauso einzigartig ist. Wenn nicht einzigartiger.

Das Schattenboxen zwischen den beiden Regierungsparteien kennzeichnet die laufende Legislaturperiode. Bürgerlicher Schulterchluss? Fehlanzeige. Rechtsrutsch? Nichts da. Bei den eidgenössischen Wahlen 2015 wurden die Mitteparteien geschwächt, worauf Eveline Widmer-Schlumpf demissionierte. Zwei Jahre sind seither vergangen. Unverändert steht der Kompass auf Mitte-links. Widmer-Schlumpf,

selbsternannte achte Bundesrätin, mischt unverändert mit. Und mittendrin gifteln sich FDP und CVP an, als seien sie schon immer die erbittertsten Antipoden gewesen.

Der gehässige Abstimmungskampf um die Rentenreform wird geprägt vom Dissens zwischen diesen beiden Parteien. Gössi und Pfister duellieren sich in Streitgesprächen, an Talksendungen. Sie sind die Streithähne der Stunde. Abgrenzung ist ihre Devise, nicht Einklang. Der Bruch geht quer durch Branchen, Verbände, Organisationen. Hans-Ulrich Bigler, FDP-Nationalrat und Direktor des Gewerbeverbands, kämpft vehement gegen die Rentenreform 2020. Jean-René Fournier, CVP-Ständerat und Vizepräsident des Gewerbeverbands, kämpft imperativ für ein Ja zur Rentenreform. Die Exponenten des Bauernverbands sind sich uneins, sie tragen zurzeit den Parteihut auf den Marktplatz. Das kommt selten vor.

Man wähnt sich zurückversetzt ins 19. Jahrhundert. Damals entzweite der Kulturkampf zwischen dem dominierenden Freisinn und der katholisch-konservativen Opposition die Schweiz. Erst die Wahl des Luzerner Katholiken Josef Zemp in den Bundesrat (1891) mar-

kierte den Startschuss für die Befriedung der beiden Lager.

In der jüngeren Vergangenheit, seit dem Nein des Volks von 1992 zum EWR-Vertrag und dem darauffolgenden Aufstieg der SVP zur dominanten bürgerlichen Kraft, schlitterten sowohl FDP als auch CVP in der Wählergunst abwärts. Als regierungstreue Parteien wurden sie von den regierenden Oppositionsparteien SVP und SP immer öfter zu Statisten degradiert.

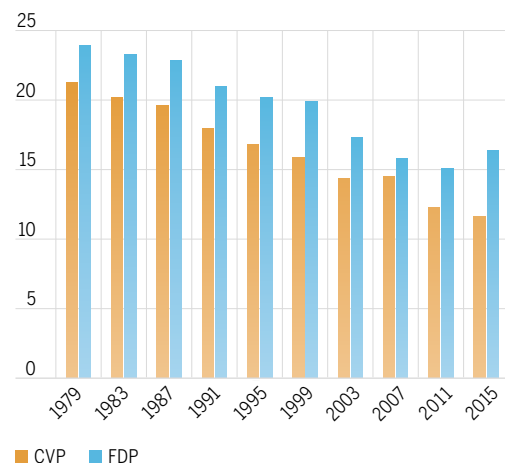
Jetzt hat der Wind gedreht. Der Zuger Katholik Gerhard Pfister hat den Kulturkampf wachgeküsst. Er will die Schwindsucht seiner Partei kurieren, indem er den verkümmerten Wertekanon der CVP zu beleben versucht. Dass der einstige Rechtsausleger neuerdings auch als sozialer Wanderprediger unterwegs ist, mutet halsbrecherisch an. Den Spagat, mit dem sich Pfister primär von der FDP abgrenzen will, etikettiert er als «bürgerlich-sozial». Mehr Klarheit sei vonnöten. «Die CVP muss wieder an Profil gewinnen», sagte er unlängst in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag*. Die CVP müsse sich mittelfristig vom Verdacht befreien, eine linke Politik zu machen.

Allerdings: Wer sich derart feurig mit Linken, Gewerkschaften und Grünen für die Rentenreform engagiert wie die CVP, wird sich mittelfristig schwerlich vom Verdacht befreien können, mit linker Schlagseite unterwegs zu sein.

Die Schwyzer Nationalrätin Petra Gössi ist, wie ihr Kontrahent Pfister, wertkonservativen Positionen ebenfalls zugeneigt. Das Adoptionsrecht für homosexuelle Paare lehnt sie ab. «Massgebend dafür ist mein katholischer Hintergrund», sagte sie bei ihrem Amtsantritt als FDP-Präsidentin. Solche partiellen Übereinstimmungen mit der CVP werden aber nicht betont. Der Freisinn grenzte sich bereits in der Ära von Parteipräsident Fulvio Pelli bewusst gegen die Mitte und nach rechts ab.

Parteistärke von FDP und CVP

Nationalratswahlen 1979–2015, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Kulturkampf in der Abwärtsspirale.

Unter der Stabführung des Aargauers Philipp Müller wurde Eigenständigkeit («Wir sind das liberale Original») zum Prinzip erhoben. Als der damalige CVP-Präsident Christophe Darbellay der FDP vorwarf, ihr hafte der «Touch von Economiesuisse und der Zürcher Bahnhofstrasse» an, senkelte Müller den CVP-Steuermann als Nervensäge.

Inzwischen kämpfen Petra Gössi und Gerhard Pfister mit offenem Visier um die Luft-höhe über den wirtschaftspolitischen Stammtischen. Sie zelebrierten den Dissens bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Im Seilziehen um die von CVP-Lichtgestalt Doris Leuthard propagierte Energiewende zog die FDP nur mit halber Kraft mit. Bei der Rentenreform disputieren Christdemokraten und Freisinnige mit kulturkämpferischem Impetus.

Polarisierung zwischen den Polen

Womit sich bei Halbzeit der Legislatur zwischenbilanzieren lässt: Lange Jahre haben primär SVP und SP der Konkordanz zugesetzt. Jetzt ist die Polarisierung um eine weitere Dimension erweitert worden. FDP und CVP profilieren sich als neue Kontrahenten. Sie unternehmen einiges, um sich ins Rampenlicht zu rücken. Streit bringt Quote. Tatsächlich haben sich die Gewichte verschoben. Der SP mag das zupasskommen, sie steht seit 2015 praktisch nonstop auf der Gewinnerseite. Die SVP bekundet demgegenüber Mühe, sich in Szene zu setzen, das Augenmerk auf ihre Kernthemen zu lenken.

Es ist eine markante Kurskorrektur, die manifest wird. Vorbei die Zeiten, als der Ruf nach einer Fusion von FDP und CVP ertönte. Im Wahljahr 2007 hatte der freisinnige Bundesrat Pascal Couchepin diese Idee auf dem Marktplatz feilgeboten. Die damaligen Parteipräsidenten Darbellay und Pelli wollten von einer Fusion zwar nichts wissen. Aber über eine engere Kooperation, allenfalls über eine Union der Regierungstreuen, wurde schon nachgedacht. Im Wahljahr 2011 lancierte der amtierende CVP-Ständeratspräsident Hansheiri Inderkum die Debatte um eine «Holding der Mitte». Sekundiert wurde er vom CVP-nahen Historiker Urs Altermatt: Es gebe nur einen Weg zur Rettung beider Parteien, nämlich die Annäherung. Wenn CVP und FDP nicht enger kooperierten, werde die FDP einen Bundesratsitz verlieren.

Das von Altermatt skizzierte Szenario ist nicht eingetroffen. Die FDP verfügt unverändert über zwei Bundesratsitze. Ihr Anspruch ist nach der Rücktrittsankündigung von Didier Burkhalter nicht bestritten worden. Auch von der CVP nicht. Das heisst aber keineswegs, dass ein Burgfriede zwischen den neuen Konfliktparteien in Sicht ist. Gerhard Pfister und Petra Gössi werden so rasch nicht zum Schulterchluss zurückfinden. ○

Politik

Fehlende Weitsicht

Es ist Zeit, dass die Auslandschweizer eine Vertretung im Bundesrat haben.

Wer ist heute im Bundesrat untervertreten? Sind es Tessiner, Frauen, Blonde, Bauern, Junge, Alte, Dicke oder Dünne? Warum sollte dieses kleine Gremium mit nur sieben Mitgliedern nicht vor allem aufgrund von Intelligenz, Führungstalent und Weltoffenheit ausgewählt werden? Ja, besonders Weltoffenheit ist in der heutigen Politlandschaft ein Mangelartikel.

Zudem gibt es doch noch andere untervertretene Volksgruppen: So werden die gut 750 000 Auslandschweizer als Bürger – obwohl voll stimmberechtigt – durch das unsinnige Stimmverfahren, das über ihren Bürgerort oder ehemaligen Wohnort läuft, daran gehindert, eine ihrem Gewicht eigentlich entsprechende Vertretung von zwanzig Nationalräten, zwei Ständeräten und einem Bundesrat zu erlangen. Es ist lachhaft, dass die Auslandschweizer-Organisation (ASO), die uns in Bern vertritt, auf veralteten Strukturen beruht wie Jass-, Gesangs- und Turnvereine mit zum Teil nur wenigen Schweizer Mitgliedern. Ziel muss die Gründung eines «Auslandschweizerkantons» sein, ähnlich wie das in Frankreich mit den députés des Français de l'étranger für die Expats der Fall ist.

Unserer Landesregierung fehlt es an Weitsicht. Man hat Angst, bei der EU mitzumachen, verspielt jedoch dabei auch unsere Mitspracherechte. Heute haben Auslandschweizer zu einem guten Teil eine höhere Ausbildung, mehr Einkommen und mehr weltweite Erfahrung als Daheimgebliebene.

Gewünscht ist deshalb eine Auslandschweizervertretung mit Einfluss auf alle unsere auslandorientierten Aktivitäten und Institutionen, einschliesslich Botschaften, Handelskammern, Schulen, Kultur, AHV, Vorsorge für Krankheit und Unfall, Tourismus, Vereine, Publikationen und auch Werbung. Kürzlich wurden wiederum vier Schweizer Konsulate geschlossen, während Grossmächte immer grössere Botschaften als wirtschaftliche Stützpunkte ausbauen, zum Teil mit eigenen Helikopterlandeplätzen et cetera. Es ist Zeit, unsere globalen Beziehungen unter Mithilfe der Auslandschweizer zu verbessern. Nur so können wir unsere Interessen gegenüber der Macht der Grossen («America first») wahren.

Walter R. Hunziker

Der Autor hat als Architekt und Städteplaner in zahlreichen Ländern gelebt und gearbeitet.

Eine Sache für die Grossen

Ungarn und die Slowakei sind vor dem Europäischen Gerichtshof mit Klagen gegen die Umsiedlung von Asylsuchenden abgeblitzt. So einfach werden kleinere EU-Mitglieder übergangen.

Von Katharina Fontana

Juristisch ist der Kampf verloren. Der Europäische Gerichtshof (EuGH) in Luxemburg hat letzte Woche die Klagen von Ungarn und der Slowakei gegen die Umsiedlung von Asylsuchenden abgewiesen. Die beiden osteuropäischen Länder müssen demnach gegen ihren Willen Migranten aufnehmen; Ungarn gut 1300 Personen, die Slowakei rund 900.

Das Urteil des höchsten EU-Gerichts ist abschliessend, Rechtsmittel gibt es keine. Vor allem in Ungarn gehen die Wogen seither hoch. Man nehme das Urteil zur Kenntnis, werde es aber nicht umsetzen, teilte Ministerpräsident Viktor Orbán mit. Eine Abkehr von der bisherigen Flüchtlingspolitik komme nicht in Frage.

Der Richterspruch aus Luxemburg wurde in den Medien überwiegend begrüsst und Ungarn als der ewige Querulant abgetan, der von europäischer Solidarität keine Ahnung habe. Dass solche Kritik häufig aus Deutschland kommt, das 2015 mit der unkontrollierten Öffnung der Grenzen für Migranten die Vorschriften des Dublin-Vertrags aushebelte und für die Flüchtlingsströme die Mitverantwortung trägt, hebt die Stimmung in Ungarn verständlicherweise nicht. Auch nicht, dass die EU-Kommission ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Ungarn und andere osteuropäische Länder wegen mangelnder Umsetzung der Flüchtlingsverteilung vorantreibt.

Weitreichende Notfallklausel

Abgesehen vom politischen Zank rund um die EU-Flüchtlingspolitik lohnt es sich, das Urteil des EuGH genauer anzuschauen. Denn es wirft ein Schlaglicht darauf, wie die Entscheide auf der europäischen Ebene, wo Einstimmigkeit im Ministerrat heute nur noch ausnahmsweise verlangt wird, gegenüber widerstrebenden Mitgliedsländern durchgedrückt werden können.

Im September 2015, auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, sprach sich die EU zunächst für die einvernehmliche Umverteilung von 40 000 Personen aus; dieser Beschluss war relativ unbestritten. Wenig später beschlossen die EU-Innenminister dann, weitere 120 000 Personen über einen Zeitraum von zwei Jahren aus Italien und Griechenland in alle anderen EU-Staaten umzusiedeln, und zwar mit verbindlichen Quoten. Jetzt war es mit der Einigkeit vorbei: Dieser zweite Quotenentscheid zur Flüchtlingsumsiedlung wurde gegen den Willen der Slowakei, Rumäniens, Ungarns



Die Wogen gehen hoch: Ungarns Ministerpräsident Orbán.

und Tschechiens getroffen. Ungarn und die Slowakei verlangten in der Folge vor dem EuGH, der Beschluss sei nichtig zu erklären. Die Kläger brachten inhaltliche Argumente vor, rügten aber auch das Verfahren. Es mangle an einer tauglichen Rechtsgrundlage, so eines ihrer Hauptargumente.

Man nehme das Urteil zur Kenntnis, werde es aber nicht umsetzen, teilte Ministerpräsident Orbán mit.

Im Vorfeld des Urteils war man gespannt, wie sich der EuGH zu dieser Frage stellen würde. Der Quotenbeschluss stützt sich nämlich auf eine Asyl-Notfallklausel (enthalten im Vertrag über die Arbeitsweise der EU), die im September 2015 zum ersten Mal überhaupt angewandt wurde. Sie hält fest, dass wenn ein Mit-

gliedsland wegen des plötzlichen Zustroms von Drittstaatsangehörigen in eine Notlage gerät, der Ministerrat vorläufige Massnahmen ergreifen darf. Das Europäische Parlament wirkt, anders als im Gesetzgebungsverfahren, nicht mit, sondern hat lediglich ein Anhörungsrecht. Erlaubt es diese Notfallklausel dem Ministerrat nun, geltendes Recht zu ändern? Erlaubt sie es ihm, die Umverteilung von Asylsuchenden zu beschliessen und damit vom Dublin-Regelwerk, laut dem das Erstasyland für das Asylverfahren zuständig ist, abzuweichen?

Nein, meinten Ungarn und die Slowakei. Für sie hätte der Quotenbeschluss im ordentlichen Gesetzgebungsverfahren ergehen müssen, denn nur ein Gesetzgebungsakt könne einen anderen Gesetzgebungsakt modifizieren. Die Osteuropäer stehen mit dieser Meinung nicht alleine da. In der Literatur sind et-

liche Stimmen zu hören, die in der erwähnten Notfallklausel keine Grundlage sehen, auf der Gesetzgebungsakte geändert werden könnten. Begründet wird dies mit dem Demokratieprinzip: Der Rat dürfe nicht die Mitwirkungsrechte des Europäischen Parlaments, die diesem im ordentlichen Gesetzgebungsverfahren zustünden, umgehen.

Anders der EuGH: Er legt die Notfallklausel in seinem Urteil weit aus. Um rasch und wirksam auf Flüchtlingsströme reagieren zu kön-

Das Plazet aus Luxemburg ändert nichts daran, dass das Vorgehen politisch fragwürdig ist.

nen, soll der Ministerrat bei Notlagen durch einfachen Beschluss auch von bestehenden Gesetzen abweichen dürfen. Voraussetzung ist, dass es sich um zeitlich begrenzte Massnahmen handelt. Wobei eine Dauer von zwei Jahren, wie sie für die Flüchtlingsquoten gilt und die nicht gerade kurz ist, aus Sicht der Luxemburger Richter vertretbar ist. Auch inhaltlich stellte sich der Gerichtshof gegen die Kläger und beurteilte die Flüchtlingsverteilung als angemessenes Mittel zur Bewältigung der Krise.

Frommer Wunsch der EU-Befürworter

Das von einer Mehrheit der EU-Innenminister in Eigenregie angeordnete Umsiedlungsprogramm für Asylsuchende ist damit als rechtlich zulässig anzusehen. Das Plazet aus Luxemburg ändert freilich nichts daran, dass das Vorgehen politisch fragwürdig ist und in etlichen Mitgliedstaaten – nicht nur den osteuropäischen – auf Widerstand stösst. Die Flüchtlingsverteilung funktioniert in der Praxis denn auch nicht, von der Zielvorgabe ist man meilenweit entfernt. Die Schweiz übrigens beteiligt sich freiwillig an der Umverteilung und hat laut Staatssekretariat für Migration bis heute 1122 Asylsuchende unter diesem Titel übernommen.

Das Vorgehen rund um die Verteilung der Asylbewerber macht deutlich, dass sich die EU in den letzten Jahren immer mehr zu einer Organisation entwickelt hat, in der meist nur noch die Grossen und Mächtigen das Sagen haben. Der Übergang vom Einstimmigkeitsprinzip zum Mehrheitsprinzip im Ministerrat mag schnelle Entscheide fördern, für die kleineren Staaten birgt dies aber etliche Risiken. Die von Schweizer EU-Befürwortern immer noch tapfer vorgebrachte Behauptung, die Schweiz könne auf europäischer Ebene Einfluss nehmen und mitbestimmen, wenn sie erst einmal mit dabei sei, erscheint vor diesem Hintergrund als frommer Wunsch. Wenn die selbstbewussten osteuropäischen Staaten in der EU übergangen werden, wie sollte sich dann die brave Schweiz je Gehör verschaffen können?

Mehr zum Thema: Seite 49

Journalismus

Standards gelten auch bei Islamisten

Der *Tages-Anzeiger* legte dem Bieler Imam Abu Ramadan Zitate «aus dem Kontext» in den Mund. Billigt der Chefredaktor diese Praxis?

Die Zitataffäre von *Tages-Anzeiger* (TA) und Schweizer Fernsehen (SRF) gibt weiter zu reden. Sie wurde Montagnacht in der SRF-Sendung «Schawinski» besprochen, und jetzt meldet sich TA-Chefredaktor Arthur Rutishauser zu Wort. Die *Weltwoche*, die den Fall in der vergangenen Ausgabe publik gemacht hatte («In den Mund gelegt», Nr. 36/17), wollte von Rutishauser wissen, ob es für den *Tages-Anzeiger* journalistisch zulässig sei, Interpretationen und Deutungen aus dem Zusammenhang als wörtliche Zitate darzustellen. Und wenn ja, wie der TA diese Praxis begründe, die auffällig von der Linie abweicht, die das Verlagshaus Tamedia gegen den ehemaligen *Sonntagszeitungs*-Chef Ueli Haldimann gefahren hatte. Dieser musste gehen, weil er ein Zitat von Christoph Blocher freihändig wiedergegeben hatte.

Bösartige Hintergedanken

Chefredaktor Rutishauser weist den Vorwurf «energisch» zurück, der TA habe Zitate falsch wiedergegeben. Er stellt sich auf den Standpunkt, bei den Verben «vernichten» und «zerstören» handle es sich um korrekte Übersetzungen aus dem arabischen Original.

Tatsache bleibt: Abu Ramadan sagte wörtlich, Allah solle sich der Ungläubigen «annehmen» oder sich um sie «kümmern», wie Autor Kurt Pelda selber einräumt. Welche möglicherweise böartigen Hintergedanken der Prediger dabei auch gehabt haben mag – es geht nicht an, daraus ein Wortlaut-Vernichtungszitat zu zimmern und dieses in Anführungszeichen zu setzen. Gelten bei Tamedia und beim Schweizer Fernsehen



Interpretationen und Deutungen: Arthur Rutishauser.

journalistische Standards nicht mehr, sobald es um einen umstrittenen Islamisten geht? Werden die beiden Medienhäuser, die zusammen über eine monopolähnliche Abdeckung verfügen und mit ihrer flächendeckenden Berichterstattung weitherum die Meinungsbildung prägen, künftig auch bei deutschsprachigen Personen abweichende Deutungen des Originalwortlauts als Zitate verkaufen?

TV-Talker Roger Schawinski versuchte die legitime und wichtige Auseinandersetzung um solche Fragen in seiner Sendung auf eine persönliche Ebene herunterzuziehen. Dies, weil Autor Kurt Pelda zuvor jahrelang für die *Weltwoche* gearbeitet hatte. Pelda blieb souverän und liess sich nicht auf das Spiel ein. In der Sache aber irrt der geschätzte Kollege: Interpretationen «aus dem Kontext» kann man definitiv nicht als wörtliche Zitate verkaufen. Philipp Gut

Gegendarstellung

Zum Artikel «In den Mund gelegt», erschienen in der *Weltwoche* Nr. 36/17

Die Behauptungen in der *Weltwoche*, wonach der *Tages-Anzeiger* und die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens dem Hassprediger Abu Ramadan «interpretierend Worte in den Mund legten, von denen sie annehmen, sie würden «aus dem Kontext» hervorgehen», sind unwahr. Tatsache ist, dass die drei durch den *Tages-Anzeiger* und die «Rundschau» konsultierten Übersetzer unabhängig voneinander überein-

stimmend übersetzt haben, dass Abu Ramadan Gott gebeten habe, die Juden und Christen etc. zu vernichten. Von einem «heimlichen Auswecheln der Worte» und «journalistischen Kapitaldelikt, Leuten Worte in den Mund zu legen», kann keine Rede sein. Dies bestätigen auch weitere Experten wie Reinhard Schulze, Professor und Islamwissenschaftler an der Universität Bern.

Kurt Pelda, Arthur Rutishauser, Tamedia AG, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF)

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest.

Darf's ein bisschen weniger sein?

Vorläufig Aufgenommene profitieren im Kanton Zürich voll von der Sozialhilfe. Der Kantonsrat will dies ändern. Linke Kreise haben das Referendum ergriffen. Haben sie Erfolg, wird es teuer, wie konkrete Beispiele zeigen. *Von Barbara Steinemann*

Abgewiesene Asylbewerber, die man nicht zurückschicken kann oder will, werden in der Schweiz als vorläufig Aufgenommene bezeichnet. Keine Bevölkerungsgruppe ist so stark im Steigen begriffen. Waren Ende 2013 noch 22 600 Personen, verzeichnete man Mitte 2017 bereits 39 400. Ihre Integration obliegt den Gemeinden, wo sie überproportional die Personal- und Finanzressourcen beanspruchen. Ihre Unterstützung durch Sozialhilfe im Kanton Zürich bildet schweizweit einen Spezialfall, den so nur noch der Kanton Basel-Stadt kennt und dessen Abschaffung Gegenstand einer Abstimmungsvorlage vom 24. September ist. Der Zürcher Kantonsrat wollte mit einem Systemwechsel die Anreize für den Eintritt in den Arbeitsmarkt erhöhen. Die Organisationen, die das Referendum gegen diese Sozialgesetzrevision ergriffen haben – Caritas, Flüchtlingshilfe, Kirchen –, werben mit dem Slogan «Nein zum Integrationsstopp» gegen die tieferen Sozialtarife.

Mehr als 6500 Franken pro Monat

Wer in der Schweiz mittellos und nicht in der Lage ist, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, hat Anspruch auf Sozialhilfe nach den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos). Das gilt landesweit für Schweizer, Ausländer mit B- und C-Bewilligung und anerkannte Flüchtlinge. Und im Kanton Zürich zusätzlich auch für vorläufig Aufgenommene.

Was bedeutet das konkret? Schauen wir uns einige Beispiele an. Familie Pnishi stammt aus dem Kosovo und hat einst vergeblich um Asyl ersucht, die drei Kinder kamen hier zur Welt. Rund 10 Prozent der vorläufig Aufgenommenen stammen aus Europa. Familie Pnishi werden zunächst 2386 Franken monatlich aufs Konto überwiesen. Sodann haben sie Anspruch auf eine Wohnung; im Raum Zürich dürften die Kosten dafür etwa 1700 Franken betragen. Standardmässig werden alle Sozialversicherungsbeiträge übernommen, das sind bei dieser Haushaltsgrösse rund 1090 Franken. Hinzu kommen situativ bedingte Leistungen von mehreren hundert Franken pro Monat. So fallen insgesamt rund 5500 Franken Sozialhilfe an. Empfehlen die Jugendämter noch den Besuch der Kinderkrippe, weil die Kleinkinder zu Hause bezüglich Sprach- und Sozialkompetenz zu wenig auf den Schuleintritt vorbereitet werden, so erhöhen sich die Grundleistungen auf mehr als 6500 Franken.



«Das Potenzial nutzen.»

Der Eritreer Berhan ist einer der klassischen jungen Schwarzen, wie sie seit wenigen Jahren das Strassenbild vor allem um lebhaftere Orte wie Bahnhöfe oder Einkaufszentren herum prägen. Integrationsbeauftragte empfehlen, «ihr Potenzial zu nutzen», aber wie viele junge Afrikaner wird auch Berhan von den Sozial-

Richtig ins Geld geht der Anspruch aller Sozialhilfeempfänger auf die Übernahme der Zahnarztkosten.

arbeitern der zugewiesenen Gemeinde als nicht wirklich vermittelbar eingestuft. Kein europäisches Land kann die Eritreer – die grösste Asylantengruppe in der Schweiz – zwangsweise in ihr Heimatland zurückbringen. Da der Stimmbürger im Zuge der Asylrechtsrevision «Desertion» als Asylgrund gestrichen hat, erhält nun jeder Eritreer statt des Status als anerkannter Flüchtling eine vorläufige Aufnahme, was im Kanton Zürich keinen Unterschied bei den Sozialhilfeleistungen aus-

macht. Er erhält monatlich 986 Franken aufs Konto überwiesen. Daneben hat er Anspruch auf eine günstige eigene Wohnung inklusive Nebenkosten, so kommen rund 1100 Franken hinzu. Ebenso werden ihm die Sozialversicherungsbeiträge aus den Geldern der Allgemeinheit entrichtet.

Gemäss Skos-Richtlinien werden Ansprüche von Sozialhilfebezüglern vergütet, die wirtschaftlich unabhängige Menschen aus der eigenen Tasche berappen müssen. Nebst Grundbetrag, Wohnung und Sozialversicherungsbeiträgen sind dies insbesondere Möbel, die Franchisen der Schadenversicherung, ja sogar die Gebühren für die Aufenthaltsbewilligung und die amtlichen Papiere. Aber auch Brillen, Hörgeräte, Kosten für den Anwalt, Umzug, Babyartikel, Musikstunden und Instrumente, Schultensilien sind von der Allgemeinheit zu übernehmen. Selbst Billette für den öffentlichen Verkehr bezahlt der Steuerzahler, wenn die Reise «notwendig» ist. Das kann für einen geschiedenen Vater die Reise zur Wahrnehmung des Besuchsrechts sein

oder für psychisch Angeschlagene der Aufwand für den Transport zum Arzt oder Psychiater. So kommen schnell mal 220 Franken monatlich zusammen.

Zauberwort «Integration»

Für die Gemeinden richtig ins Geld geht der Anspruch aller Sozialhilfeempfänger auf die Übernahme sämtlicher Zahnartzkosten. Viele Sozialhilfeempfänger verursachen jedes Jahr Kosten von mehreren tausend Franken.

Die monatlichen Basisleistungen, die der Eritreer Berhan zugute hat, belaufen sich auf rund 2600 Franken. Angestellte der kommunalen Sozialverwaltungen haben berechnet, dass ein Einpersonenhaushalt etwa 3500 Franken monatlich verdienen müsste, um das gleiche Einkommen zu erreichen, denn vom Lohn werden noch mindestens 10 Prozent Sozialversicherungsabgaben abgezogen, ausserdem hätte er jährlich etwa 5000 Franken Steuern zu entrichten. So viel beträgt der Schweizer Durchschnittsverdienst etwa bei Bahnwagenreinigern, Kioskverkäufern oder Kantinenangestellten. In den Branchen, die für Flüchtlinge ohne Bildungshintergrund in Frage kommen – Gastronomie, Reinigung, Landwirtschaft und Ähnliches –, liegen die Löhne in der Regel unter dem, was der Sozialstaat zur Verfügung stellt.

Doch es gibt auch viele vorläufig Aufgenommene, die sehr motiviert sind. Eine davon ist Sadaa aus Somalia, 26 Jahre alt; sie hat vor rund zwei Jahren hier ein Kind zur Welt gebracht. Sie erhält für ihren Zweipersonenhaushalt 1509 Franken aufs Konto überwiesen. Die 1570 Franken für die Miete übernimmt die Gemeinde ebenso wie die knapp 500 Franken Krankenkassenprämien und die 45 Franken AHV/IV-Mindestbeiträge. So beläuft sich ihre Mindestsicherung auf regelmässige 3600 Franken.

«Integration» lautet das Zauberwort der Politiker und Sozialarbeiter, und bei dieser Frau liegt eine Ablösung von der Sozialhilfe in die wirtschaftliche Selbständigkeit durchaus im Bereich des Möglichen. Sie ist zuverlässig und begreift schnell. Für das auswärtige Essen muss die Gemeinde 200, für die Billette des öffentlichen Verkehrs 90 und für die Übernahme der Kinderkrippenbeiträge für das Kleinkind etwa 870 Franken einberechnen.

In diesem Fall kommt die Integrationsindustrie zum Zug: Das Modul zur Erweiterung der Deutsch- und Bewerbungskompetenzen kostet monatlich 1276 Franken und läuft über sechs Monate, später folgen dann weitere Kurse, die von den Anbietern wie folgt ausgeschrieben werden Integrationsplan erstellen, Eignungsabklärungen, Lerneinsätze, Lernwerkstatt für individuelle Unterstützung, Praxisjahre, arbeitsmarktorientierte Sprachförderung, Prüfungsvorbereitungen,

Stützkurse und so weiter. Es gibt mittlerweile Beschäftigungskurse für Flüchtlinge, deren monatliche Kosten sich auf 3400 Franken belaufen. Manche dieser Integrationsprozesse dauern Jahre. Für eine Asylperson, die für den europäischen Arbeitsmarkt fit gemacht werden soll, können schon mal 40 000 bis 100 000 Franken Integrationskosten anfallen. Eine vorläufig Aufgenommene wie Sadaa kostet die Gemeinde über längere Zeit monatlich über 6000 Franken.

Die Investition in eine Person ist für ein Gemeinwesen insofern ein Risiko, als sich nach Abschluss all der Kurse, Angebote und subventionierten Praktika oft dennoch kein Arbeitgeber findet, der sie anstellt. Und zwar zu einem Lohn, der den Anspruch auf Sozialhilfe übersteigt.

Ein weiteres Beispiel: Familie Haile, eine Mutter und drei Söhne, reiste vor wenigen Jahren in die Schweiz ein und bezieht seither chronisch Sozialhilfe. Warum sie trotz abgewiesenem Asylgesuch hier bleiben darf, steht in den Sternen, möglicherweise deshalb, weil das Bundesverwaltungsgericht in mehreren Fällen entschieden hat, dass allein-erziehende Mütter aus bestimmten afrikanischen Staaten unter dem Titel «vorläufig aufgenommen» bleiben dürfen, obwohl sie keine Asylgründe darzulegen vermochten. Die Mutter ist Jahrgang 1965 und Analphabetin, eine Investition in eine Ausbildung lohnt sich nicht. Also wird sie bis an ihr Lebensende von Transferleistungen abhängig sein, mit 65 Jahren dann von einer mit Ergänzungsleistungen aufgebesserten AHV-Minirente.

Drei Knaben im Pubertätsalter in einem Haushalt, die in Ostafrika sozialisiert wurden, machen spezielle Settings und sozialpädagogische Massnahmen notwendig. Im Fachjargon heisst das «sozialpädagogische Familienbegleitung» und bedeutet eine Hilfe durch Sozialarbeiter bei der Erziehung und der Bewältigung des Alltags. Solche Massnahmen verschlingen rund 3000 Franken oder mehr pro Monat und laufen meist über Jahre.

Als Fürsorgebezüger selbständig werden

Der älteste Sohn hat die von den Sozialarbeitern mühsam vermittelte Lehre abgebrochen, und sein Fall ist nun beim Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) anhängig. Sein 18. Geburtstag naht, seine Volljährigkeit geht sozialhilferechtlich einher mit einem eigenen Anspruch auf Sozialhilfe; er kann sich quasi als Fürsorgebezüger selbständig machen. Junge Erwachsene zwischen dem 18. und dem 25. Lebensjahr sind nach Skos eigens reglementiert. Mit 798 statt 986 Franken Bargeld ist die Grundleistung etwas tiefer, sie haben Anspruch auf eine eigene Wohnung und die Übernahme der Sozialversicherungsbeiträge wie auch die erwähnten situationsbedingten Leistungen. Im Übrigen steht auch den Jun-

gen zusätzlich eine Integrationszulage bis 150 Franken zu, wenn sie sich um ihre berufliche Integration bemühen. «Die Absolvierung einer Lehre wird mit der Ausrichtung einer Integrationszulage honoriert, da damit die Chancen auf eine berufliche Integration erhöht werden», begründete das Zürcher Verwaltungsgericht vor einem Jahr einen entsprechenden Entscheid. Sofern er eine Eingliederungsleistung erbringt, hat der junge Mann Anspruch auf einen eigenen Haushalt und etwa 950 Franken Bargeld.

Vergleichen und rechnen

In der Theorie der Sozialarbeiter tragen diese hohen Leistungen alle zu einer besseren Integration bei – nicht nur bei vorläufig Aufgenommenen, sondern auch bei Inländern und Flüchtlingen. Demgegenüber richtet sich die Unterstützung für die vorläufig Aufgenommenen in den anderen Kantonen nach Asyltarifen, was pro erwachsene Person und Tag etwa vierzehn Franken ausmacht, zudem sind sie in Kollektivunterkünften untergebracht. Man vergleiche und rechne.

Barbara Steinemann ist Juristin, Mitglied der Sozialbehörde von Regensdorf ZH und Nationalrätin (SVP).

Pensionierung:

Wichtiges
bespricht man mit
dem Experten.



Vermögens
Zentrum

www.vermoegenszentrum.ch

Manchmal beten sie

Mit der Abtreibung kam der Nervenzusammenbruch: Das Geständnis der früheren Weltklasseläuferin Sanya Richards liess aufhorchen. Regula Bieri* behandelt Frauen nach einem Schwangerschaftsabbruch. Die Schuldgefühle dauerten oft lange, sagt die Psychologin. Von Alex Reichmuth



«Rotes Tuch»: Olympiasiegerin Richards-Ross.

Sie habe zwei Wochen vor den Olympischen Spielen 2008 in Peking abgetrieben und tags darauf das Flugzeug nach China bestiegen. Das schreibt die ehemals weltbeste 400-Meter-Läuferin Sanya Richards-Ross in ihrem Buch «Chasing Grace – What the Quarter Mile Has Taught Me About God and Life». Spitzensportlerinnen, die Schwangerschaften beendeten, seien keine Ausnahme, so die amerikanische Olympiasiegerin. «Ich kenne wirklich keine Leichtathletin, die keine Abtreibung hatte.» Der *Blick* sprach von einem «Schock-Geständnis». Richards führt aus, Spitzensportlerinnen verzichteten oft auf die Pille, weil sich sonst Wasser im Körper einlagere und so das Gewicht steige, was den sportlichen Zielen abträglich sei. Doch der Schwangerschaftsabbruch hatte Folgen für sie. In Peking erlebte Richards einen Nervenzusammenbruch. Im Rückblick erachtet sie den Abbruch als Entscheidung, «die mich innerlich zerbrach und von der ich mich nicht sofort erholen konnte». Sie habe in Peking erkannt, dass die Abtreibung für immer Teil ihres Lebens sei, «ein rotes Tuch, von dem ich nie gedacht hätte, dass ich es je tragen würde».

«Mehr oder weniger starker Babyblues»

Regula Bieri* kennt die Nöte von Frauen nach einem Abbruch. Die selbständige Psychologin aus dem Kanton Zürich ist auf Kriseninter-

vention spezialisiert. «Meist erwähnen diese Frauen die Abtreibung zunächst nicht, sondern reden allgemein über Ängste, die sie plagen», so Bieri. Erst wenn sie nach einigen Sitzungen Vertrauen gefasst hätten, rückten sie mit der Wahrheit heraus. Dann erfährt die Therapeutin mitunter Krasses: «Manche Frauen begegnen in ihren Träumen immer wieder toten Kindern.» Einige litten sogar tagsüber an schlimmen Bildern. «Eine Frau erzählte mir, in ihrem Alltag tauchten regelmässig tote Babys auf.»

Abtreibungsbefürworter argumentieren, eine nicht erwünschte Geburt könne eine mindestens so grosse psychische Belastung bedeuten wie ein herbeigeführter Abort. «Der Schwangerschaftsabbruch, wenn er unter guten Bedingungen durchgeführt wurde, hat weniger negative psychische Folgen als die Geburt eines ungewollten Kindes», behauptet die Schweizerische Vereinigung für Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs (SVSS).

Sich anhand wissenschaftlicher Resultate ein Bild über die psychischen Folgen von Abtreibungen zu machen, ist schwierig – denn es gibt kaum Wissenschaftler in diesem Bereich, denen nicht vorgeworfen wird, eine weltanschauliche Agenda zu verfolgen. Manche Forschungsarbeiten kommen tatsächlich zum Schluss, Frauen wiesen nach einer Abtreibung kein erhöhtes Risiko für psychische Probleme auf. Anders

lautete 2011 das Ergebnis der amerikanischen Wissenschaftlerin Priscilla Coleman: Sie hatte 22 Studien ausgewertet und so die Angaben von Hunderttausenden Frauen (mit und ohne Schwangerschaftsabbruch) berücksichtigt. Das Ergebnis – in *The British Journal of Psychiatry* veröffentlicht – war, dass das Risiko für psychische Probleme nach einem Abbruch 81 Prozent erhöht ist. Coleman kam in der Folge unter Beschuss: Die Amerikanerin habe die Studien, die sie berücksichtigte, einseitig ausgewählt, so die Kritik. Ihr Resultat sei nicht reproduzierbar.

Andere Studien erkennen zwar ein erhöhtes Risiko für psychische Folgen nach einem Abbruch, betonen aber Faktoren, die nichts mit der Abtreibung zu tun haben. 2015 etwa besagte eine Forschungsarbeit unter Leitung der Niederländerin Jenneke van Ditzhuijzen, die Wahrscheinlichkeit, nach einer Abtreibung negative Gefühle zu entwickeln, sei bei den Frauen deutlich höher, die eine «psychiatrische Vorgeschichte» haben.

Abtreibungsbefürworter versuchen jedenfalls, psychische Probleme nach Abbrüchen möglichst auf andere Ursachen zurückzuführen – wie etwa auf Armut, sexuellen Missbrauch oder die angebliche Stigmatisierung von Abtreibungen. Oder sie spielen seelische Reaktionen herunter. «Auch eine Geburt – ob erwünscht oder ungewollt – kann psychische Folgen haben», schreibt etwa die SVSS. «Ein grosser Teil der jungen Mütter leidet unter mehr oder weniger starkem Babyblues.»

Therapeutin Regula Bieris Erfahrungen sind anders. Sie habe Frauen kennengelernt, die auch viele Jahre nach einem Abbruch von inneren Konflikten gezeichnet gewesen seien. «Diese Frauen haben für sich erkannt, dass sie mit dem Entscheid für den Tod des Kindes ihre Kompetenzen überschritten haben.» Wichtig sei aber in solchen Situationen, den Abtreibungsentscheid anzuerkennen und die Schuldgefühle nicht durch Kritik noch zu verstärken. «Es geht darum, das Tabu zu brechen und über den Abbruch zu sprechen», so Bieri. Oft helfe es, dem verlorenen Kind einen Namen zu geben. Fühlten sich die Frauen schuldig, so gelte es, herauszufinden, wer wem verzeihen müsse. «Viele Frauen haben ja nicht etwa leichten Herzens abgetrieben, sondern wurden von ihrem Umfeld unter Druck gesetzt.» Hat sie es mit gläubigen Frauen zu tun, baut Regula Bieri auch mal Gott in die Therapie ein. «Wir beten dann zusammen um Vergebung.»

*Namen geändert.

Schutz wider Willen

Der Kanton Aargau will beim Amphitheater in Windisch eine Lärmschutzwand auf privatem Grund bauen. Eine betroffene Familie wehrt sich. Der Fall steht exemplarisch für die gutmeinende Arroganz der Macht. *Von Philipp Gut*

Der Volksmund weiss: «Gut gemeint ist oft das Gegenteil von gut.» So ist es im vorliegenden Fall. Der Kanton Aargau will an der Hauserstrasse in Windisch, die am berühmten römischen Amphitheater vorbeiführt, ein Strassenlärm-sanierungsprojekt verwirklichen. Die Anwohner sollen vor den Immissionen geschützt werden, die ein paar Dezibel über dem Grenzwert liegen. Allerdings würde dieser Grenzwert nach der Sanierung weiterhin überschritten, einfach ein bisschen weniger.

Die Familie Jeremic, die an der Hauserstrasse ein Einfamilienhaus besitzt, wehrt sich mit juristischen Mitteln gegen den von oben verordneten Lärmschutz. Seit mehr als drei Jahren prozessiert sie dagegen.

Sandra Jeremic, eine der Töchter, empfängt mich im Wohnzimmer. «Die Mauer ist unnötig», sagt sie. «Der Verkehr und der Lärm stören uns nicht.» Doch der Kanton will die Lärmschutzwand auch gegen den erklärten Willen der angeblich Schutzbedürftigen realisieren. Sandra Jeremic zeigt mir den Garten vor dem Haus. Sie soll 2,3 Meter hoch und 30 Zentimeter dick werden. Die Mauer würde das Parterre des Hauses voll abdecken. Die Aussicht wäre stark eingeschränkt. Der zur Strasse gelegene Teil des Grundstücks würde zusätzlich beschnitten, weil der Kanton neben der Wand auf der Strassenseite einen Grünstreifen mit Bäumen anlegen will.

Juristerei oder Zynismus?

Gegen den Entscheid des Regierungsrats legte die Familie Jeremic Beschwerde beim Verwaltungsgericht ein. Doch dieses wollte nichts von den Beteuerungen der Besitzer wissen, die sich vom Lärm gar nicht gestört fühlen. Das Gericht gibt zwar zu, dass die durch die geplanten Massnahmen erzeugte Verringerung des Schallpegels «relativ bescheiden» erscheine. Es gelte jedoch zu berücksichtigen, dass schon ein Unterschied von lediglich zwei Dezibel «einen gewissen Einfluss auf das Lärmempfinden haben kann». Es ist kurios: Die Jeremics empfinden schon jetzt den Lärm nicht als unangenehm, und das Verwaltungsgericht gibt zu, dass die Lärmreduktion mit der Schutzmauer nur gering wäre, beharrt aber trotzdem darauf, dass diese Reduktion einen «gewissen Einfluss auf das Lärmempfin-

den haben kann» (Man beachte die schwache «kann»-Formulierung).

Vielleicht im Wissen um die beschränkte Wirkung dieses Arguments legt das Gericht nach: «Die Beschwerdeführer mögen weniger lärmempfindlich sein als der Durchschnittsbürger.» Die Jeremics könnten die Liegenschaft aber «schon morgen verkaufen. Es muss daher auch den Interessen künftiger Anwohner Rechnung getragen werden.» Mit anderen



«Der Lärm stört uns nicht»: Mutter und Tochter Jeremic.

Worten: Was diejenigen empfinden und wollen, denen das Grundstück gehört und die hier wohnen, ist irrelevant. Was hingegen (fiktive) Personen empfinden könnten, denen die Liegenschaft nicht gehört und die nicht hier wohnen, das zählt. Ist das noch Juristerei oder schon Zynismus?

Das Verwaltungsgericht lehnte die Beschwerde der Jeremics ab mit der Begründung, sie hätten kein Recht, auf den Schutz zu verzichten. Ein solcher Verzicht wäre «nicht nur ihrem eigenen Lärmschutzbedürfnis abträglich, sondern auch demjenigen anderer (künftiger) Bewohner dieser Liegenschaft», urteilt Oberrichter Marcel Winkler (SVP).

Mit ähnlichen Argumenten einer Zwangsbeglückung hantieren die verantwortlichen Beamten im Departement Bau, Verkehr und Umwelt. Bei Lärmschutzwänden überwiegen «der persönliche Nutzen und die Vorteile des Grundeigentümers», schreiben Hanspeter Gloor, Sektionsleiter Lärmsanierung, und Guido Sutter, Projektleiter. Dass die Eigentümer es gerade umgekehrt sehen, ficht die Bürokraten nicht an.

Die Jeremics liessen nicht locker und zogen das Urteil an die nächste Instanz weiter. Doch auch das Spezialverwaltungsgericht blieb mit Entscheidung vom 5. April 2017 der Linie der staatlichen Organe treu. Abteilungspräsident Eduard Hauler (SP) haute sogar noch einen drauf. Es sei «nicht nachzuvollziehen, dass die Gesuchsgegner [die Jeremics, Anm. d. Red.] wegen der Errichtung einer LSW [Lärmschutzwand, d. Red.] entschädigt werden wollen, den eigentlichen

Schaden also in der LSW sehen und nicht im Lärm, der für sie ein Gesundheitsrisiko darstellt». Die Jeremics könnten von der Mauer in ihrem Garten – die sie nicht wollen – nur profitieren, sie seien «zweifellos die Hauptnutznießer dieser Lärmschutzmassnahme». Es bestehe eine Sanierungspflicht, und es spiele «keine Rolle, dass die Gesuchsgegner die LSW nicht wollen und sagen, der Lärm störe sie nicht». Diese Pflicht leitet das Gericht aus dem Bundesgesetz über den Umweltschutz sowie aus der Lärmschutzverordnung ab.

Wirkung umstritten

Die Jeremics wollen das «gutgemeinte Diktat» des Kantons nicht akzeptieren und haben erneut Beschwerde beim Verwaltungsgericht eingereicht. Sie fühlten sich durch die herablassende und unqualifizierte Behauptung, durch die Lärmschutzwand würde ihre Liegenschaft «saniert und erheblich aufgewertet», nicht ernst genommen und dupiert. Die Liegenschaft bedürfe keiner Sanierung, schon gar nicht durch die Beschwerdegegnerin. Die Eigentümer fordern eine Entschädigung für die Enteignung von dreissig Quadratmeter Land und für den Minderwert der Liegenschaft.

Über den Einzelfall hinaus stellt sich die Frage, wie wirksam und sinnvoll Lärmschutzwände überhaupt sind. Die wissenschaftlichen Grundlagen seien veraltet, kritisierte Experte Andreas Meyer, langjähriges Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Lärmbekämpfung (EKLB), schon vor Jahren. «Das Eis, auf dem der ganze millionenteure Vollzug ruht, ist äusserst dünn.» Lärmschutzwände «trennen mehr visuell, als sie akustisch wirken», und passten «eher zu Autobahnen als in den Siedlungsraum». Trotzdem schiessen sie, kräftig gefördert durch Bundessubventionen, wie Pilze nach einem Herbstregen aus dem Boden. ○

Reiche Kinder, arme Kinder

Zum Herbstanfang beginnen rund 20 000 junge Männer und Frauen ihr Studium an den Universitäten. Sind es die richtigen?

Von Wolf Linder und Florian Thiemann (Illustration)



Soziale Herkunft statt Leistung bestimmt in beträchtlichem Mass die Selektion der «Tüchtigen».

Am 18. September ist es wieder so weit: Ein neuer Jahrgang, mehr als 20 000 junge Männer und Frauen, wird an den Universitäten sein Studium aufnehmen. Sind es die Richtigen, die da hoffen, ihre Hochschule in einigen Jahren mit einem Bachelor- oder Masterausweis als Betriebswirte, Juristinnen oder Naturwissenschaftler zu verlassen?

«Ja sicher», lautet die erste Antwort. Die meisten Studienanfänger weisen ein gymnasiales Maturazeugnis vor, das Zeugnis für das erfolgreiche Bestehen einer Schule, die während vier bis sechs Jahren auf ein Hochschulstudium vorbereitet. Eine faire Auslese, gleiche Chancen für alle also. Nicht alle glauben das so ganz. Leichte Zweifel melden die Spottverse von

Thomas Gsella an, die jüngst im *Magazin* zu lesen waren:

*Die reichen Kinder hat man gern,
Weil sie so fröhlich lachen.
Die armen Kinder sehen fern
Und sagen falsche Sachen.*

*Die reichen Kinder sind so nett,
Sie freuen und beglücken.
Die armen Kinder essen fett
Und gründen böse Cliques.*

*Den Bildungskampf verlieren sie,
Da steckt die Faulheit hinter.
An kalten Tagen frieren sie.
Hier liegt die Schuld beim Winter.*

Amüsiert könnten wir umblättern. Vorbei ist die Zeit, in der arme Kinder im Winter frieren mussten, und jeder kennt reiche Kinder, die keineswegs nett sind, sondern unerzogene Nervensägen.

Bildungsferne Schichten benachteiligt

Aber bis heute ist es eine Tatsache, dass Jugendliche aus bildungsfernen Schichten bis zu fünfmal weniger Chancen haben, eine gymnasiale Matura zu erreichen, als ihre Klassenkameraden aus einem Akademikerhaus. Daran hat sich in den letzten fünfzig Jahren trotz dem massiven Ausbau der Mittelschulen praktisch nichts geändert. Fundierte Studien belegen zudem: Es ist am wenigsten Faulheit, die dahintersteckt. Sondern ursächlich dafür sind: die geringere Sprachfertigkeit vieler Unterschichtskinder, die ablehnende Haltung ihrer Eltern gegenüber «höherer Bildung», die Höherbewertung von Sprachfächern gegenüber den mathematischen, manchmal auch die Vorurteile von Lehrenden und weiteres mehr. So kommt es, dass auch bei gleichwertigen Schulleistungen die Jugendlichen aus bildungsfernen Schichten gegenüber Akademikerkindern deutlich benachteiligt bleiben. Kurz: Soziale Herkunft statt Leistung bestimmt in beträchtlichem Mass die Selektion der «Tüchtigen».

Dieser Befund steht zunächst im Widerspruch zu den Werten einer demokratischen Gesellschaftsverfassung, die jedem Einzelnen Chancengleichheit verspricht. Die Selektion nach Herkunft verträgt sich auch schlecht mit dem liberalen Credo «Jeder ist seines Glückes Schmied». Das ist mehr als ein Schönheitsfeh-

ler unseres Bildungssystems. Denn der starke Einfluss der Herkunft auf die Auslese bedeutet, dass diejenigen 20 Prozent junger Leute, die heute die Maturität erwerben, nicht alleamt zu jenem Fünftel der Tüchtigsten und Leistungsstärksten gehören. Kein gutes Zeichen für ein Hochschul- oder Fachhochschulstudium und für den Nachwuchs eines Landes, dessen Politiker und Wirtschaftsführer bei jeder Gelegenheit betonen, wie wichtig die «Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz» sei.

Die Schweiz steht nicht allein mit dem Befund der Auswahl nach Herkunft, schneidet aber im Vergleich mit anderen europäischen Ländern nicht besonders gut ab. Und es wäre voreilig, die herkunftsbestimmte Selektion einfach der starken Einwanderung zuzuschreiben. So bilden die Secondos eine höchst heterogene Gruppe. Die einen sind schulisch schwächer, die anderen – wie oft schon ihre Eltern – stärker für den sozialen Aufstieg motiviert als der schweizerische Durchschnitt. Selektion durch Herkunft dürfte daher weniger von der Einwanderung bestimmt sein als durch jenen Faktor, der für alle Jugendlichen insgesamt wichtig ist: Die Einstellung des Elternhauses trägt stark zur Bildungskarriere junger Menschen bei.

Nun lässt sich einwenden, dass jene Leistungsstärksten, die aufgrund ihrer Herkunft geringere Chancen für den akademischen

Aufstieg haben, dafür dem Gewerbe und jenen Unternehmen zur Verfügung stehen, die keine Akademiker brauchen. Solche Leute fördern die Qualität der Berufslehre, sind insbesondere nach der beruflichen Weiterbildung gesucht und haben als tüchtige Nichtakademiker ebenso gute, aber andere Berufschancen. So mag denn die Selektion nach Herkunft in der Schweiz mit geringeren

Die Einstellung des Elternhauses trägt stark zur Bildungskarriere junger Menschen bei.

Nachteilen verbunden sein als anderswo – zumindest so lange, wie die berufliche Weiterbildung hohen Qualitätsanforderungen genügt, und solange Diplome bei der Anstellung und weiteren Entwicklung in den Betrieben eine geringere Rolle spielen als Einsatz, Selbstständigkeit oder Tüchtigkeit im jeweiligen Beruf.

Mehr Mädchen als Buben

Trotzdem bleibt der Makel, dass Bildungsauslese zu erheblichen Teilen nicht auf Leistung, sondern auf Herkunft beruht. Bildungspolitiker jeglicher Couleur hören das nicht gern. Sie verweisen darauf, dass Minderbemittele ja Stipendien bekommen. Das ist richtig,

verkennt aber das eigentliche Problem sozialer Selektion: Stipendienempfänger mögen finanziell bedürftig sein, aber auch sie gehören mehrheitlich zu den Privilegierten mit akademischen Elternteilen. Die Einrichtung der Berufsmatura gilt als Erfolg. Sie ist beliebt, weil sie leistungswilligen Jugendlichen neue Optionen in der höheren Bildung eröffnet. Bleibt abzuwarten, was sie bringen wird, um die soziale Selektion und damit eine schichtspezifische Diskriminierung zu überwinden.

Vor fünfzig Jahren waren Mädchen und die Landjugend an den Mittelschulen stark untervertreten. Heute bestehen in vielen Kantonen mehr junge Frauen als Männer die Matura; auch die Landjugend ist, dank der Dezentralisierung der Mittelschule, nicht mehr benachteiligt. Ähnliche Erfolge für die Jungen aus bildungsfernen Schichten werden wohl nicht so schnell zu haben sein. Deren Potenzial an Tüchtigen zu erkennen und zu fördern, ist aber nötig und muss an vielen Ecken und Enden ansetzen.



Wolf Linder ist emeritierter Politikprofessor und Mitglied des Schweizerischen Wissenschafts- und Innovationsrats.

Ein volles Haar für jeden

Sie leiden unter Haarverlust und sehnen Sie nach einem prachtvollen Haar? Dr. med. Arif Altinay, Leitender Arzt Plastische Chirurgie, und Alberto Sandon, Leiter für Haartransplantation können Ihnen diesen Wunsch erfüllen.

«Endlich wieder Haare» dank Haarwurzels- transplantation. Wie gehen Sie vor?

Wir verwenden die FUE- Methode (Follicular Unit Extraction). Mit Hilfe des Geräts «Hair-Matic» werden die einzelnen Haarwurzeln aus der Haut entnommen und an den gewünschten Stellen in die mikroskopisch kleinen Schnittchen eingepflanzt. Die Entnahmestelle ist nicht sichtbar.

Ist eine Haarwurzels- transplantation schmerzhaft?

Sie spüren nur die örtliche Betäubung. Sobald die Lokalanästhesie wirkt, ist die Behandlung für Sie schmerzfrei.

Wann wachsen die ersten transplantierten Haare nach?

Die ersten Haare wachsen etwa nach drei Monaten nach. Bereits nach dem 9. Monat werden

90 % der transplantierten Haare gewachsen sein.

Sieht das transplantierte Haar künstlich aus?

Nein. Es werden eigene Haare verpflanzt, deren Struktur und Farbe identisch sind.

Wie viel «Resthaare» braucht man, damit die Transplantation klappt?

Da der hintere Kopfbereich nicht vom genetischen Haar- ausfall betroffen ist, ist diese Resthaarmenge ausreichend.

Wie teuer ist die Behandlung?

Ab CHF 4 000.–.



Dr. Arif Altinay

Alberto Sandon

Pallas Kliniken

Gerne laden wir Sie zu kostenlosen Info-Veranstaltungen «Endlich wieder Haare! – Haartransplantation und PRP» ein. Um Anmeldung wird gebeten.

Di., 19. September 2017, 18.30 Uhr, Pallas Klinik, Louis Giroud-Strasse 26, 4600 Olten

Zudem bieten wir bei der Haarwurzels- transplantation eine **kostenlose** und unverbindliche erste **Beratung** an, die Sie **unter 058 335 35 54 oder unter pallas-kliniken.ch/haare** in Zürich, Olten, Bern und Winterthur vereinbaren können.

Vereinbaren Sie Ihren kostenlosen Beratungstermin unter: 058 335 35 54



«Pianopopulär»: Chris & Mike im «Riverside» Live-Spektakel im Doppelpack

Seit 25 Jahren begeistern Chris & Mike mit ihren rasanten Boogie-Woogie-Shows das Publikum im In- und Ausland. Erleben Sie das Piano-Duo an einem ganz besonderen Ort: im schönen «Riverside»-Seminar- und Eventhotel in Glattfelden, auf dem Areal einer ehemaligen Spinnerei.

Wenn die Brüder Chris & Mike in die 176 Tasten hauen, bleibt niemand ruhig sitzen. Mit ausgeklügelter Technik, Spezialinstrumenten und grenzenloser Spielfreude gehören die Zürcher Oberländer zu den Meistern ihres Genres. Eines der Gesichter wird Ihnen möglicherweise bekannt vorkommen: Christoph «Chris» Keller moderierte von 1996 bis 2000 beim Schweizer Fernsehen die Sendung «TAF».

Seit einem Vierteljahrhundert haben sich die beiden Tastenakrobaten ihrer musikalischen Leidenschaft verschrieben. Mit ihrer Show «Pianopopulär» zeigen sie, warum der Boogie-Woogie seit seinem ersten grossen Boom im Chicago der 1920er Jahre nichts von seiner Popularität eingebüsst hat.

Auf höchstem Niveau ist auch das Rahmenprogramm: In der Pause wird Ihnen ein 3-Gang-Menü serviert. Für den krönenden

Abschluss sorgt beim exklusiven Arrangement für *Weltwoche*-Abonnenten die Übernachtung in einem der neuen Lodge-Zimmer des Hotels Riverside im urchigen Alpenchic-Stil. Nach einer erholsamen Nacht in der Oase an der Glatt starten Sie beschwingt mit einem reichhaltigen Frühstück in den neuen Tag.



Platin-Club-Spezialangebot

«Pianopopulär»: Chris & Mike
im Hotel «Riverside», Glattfelden

Datum:

11. November 2017, 18.30 Uhr

Programm:

18.30 Uhr: Türöffnung
19.15 Uhr: Opening Chris & Mike
19.30 Uhr: 3-Gang-Dinner
21.00 Uhr: Musikshow Chris & Mike
Inkl. Übernachtung im Lodge-Zimmer
mit Frühstück

Spezialangebot:

Fr. 189.– pro Person (statt 217.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihren Platz unter
Tel. 043 500 92 92 – bitte Kennwort «Weltwoche»
angeben.

Veranstalter:

Riverside Seminar- & Eventhotel
Spinnerei-Lettenstrasse
8192 Glattfelden
www.riverside.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Die letzten Abenteurer

Zwei Zürcher Privatdetektiven gelang es, eine gestohlene Luxuskarosse aus dem Irak zurückzuführen. Finanziell hat sich das kaum gelohnt, trotzdem war es eine positive Erfahrung. *Von Alex Baur*

Für Philip Ryffel, Geschäftsführer der Detektei Business Control, war es ein Routinefall: Ein in der Schweiz ansässiger Iraker verschwand im Herbst 2012 spurlos zusammen mit einem brandneuen geleasten BMW X5 im Wert von 100 000 Franken; die Rechnungen blieben nach der ersten Rate unbezahlt. Ryffel hatte schon Tausende von veruntreuten Leasing-Fahrzeugen in der halben Welt aufgestöbert und zu einem grossen Teil in ihre Heimat zurückgeführt. Aber der kriegsversehrte Irak, wohin das Auto mutmasslich verfrachtet worden war, das war etwas Besonderes.



Unter Geleitschutz: Fahnder Oswald (l.) und Ryffel in Erbil.

Falsche griechische Papiere

In der kurdischen Stadt Erbil konnte Ryffel den mit falschen griechischen Papieren ausgestatteten Luxuswagen aufspüren. Die lokalen Behörden wären sogar bereit gewesen, den BMW sofort zu beschlagnahmen, doch dafür fehlte eine internationale Ausschreibung via Interpol aus der Schweiz. Bis sich die zuständige Zürcher Staatsanwaltschaft endlich bequemte, den Arrestbefehl auszustellen, war mehr als ein halbes Jahr ins Land gegangen. Inzwischen hatte der X5 in Erbil bereits viermal den Halter gewechselt.

Die meisten hätten spätestens an dieser Stelle wohl aufgegeben. Doch Ryffel wollte es wissen. Zusammen mit seinem Kollegen Pascal Oswald reiste er in die bloss achtzig Kilometer von Mossul entfernte Kurdenhochburg. Dort fanden die beiden einen Richter, der den veruntreuten Wagen aus der Schweiz beschlagnahmen liess – und einen vertrauenswürdigen irakischen Anwalt, der bereit war, die Rückabwicklung von vier Handänderungen in Erbil gerichtlich durchzusetzen.

Vier Jahre dauerten die vier Prozesse, die von der Gegenseite jeweils durch alle Instanzen gezogen wurden. Das mag lange erscheinen, wobei fraglich erscheint, ob Schweizer Gerichte diesen Parcours in dieser Zeit geschafft hätten. Auf jeden Fall reisten Ryffel und Oswald im letzten August mit einer neuen Zürcher Autonummer im Gepäck wieder nach Erbil, wo ihnen ihr Anwalt strahlend den Schlüssel und die Papiere des X5 überreichte. Der in der lokalen Polizeistation untergebrachte Wagen war verstaubt, ansonsten aber in tadellosem Zustand.

Für die Fahrt bis zur türkischen Grenze, vorbei an Flüchtlingslagern und Kriegsruinen, stellte der Polizeichef von Erbil den Schweizern eine mit Kalaschnikows bewehrte Patrouille zur Seite. Für diesen Dienst hätten sie 100 Dollar Umtriebsentschädigung bezahlt, versichern die beiden Detektive, Bestechungsgelder seien aber nie geflossen. Von der Grenze ging die Reise weiter quer durch die ganze Türkei und dann mit der Fähre von Griechenland nach Italien. Eine Woche nach der Abreise waren die beiden zurück in der Schweiz, samt dem veruntreuten Auto.

Vier Jahre für vier Prozesse im Irak

Hat sich dieser Aufwand gerechnet? Mit fünf Betriebsjahren und 48 000 staubigen Wüstenkilometern auf dem Buckel ist der Luxuswagen vielleicht noch für einen Drittel seines ursprünglichen Wertes zu verkaufen. Der irakische Anwalt verlangte ein Honorar von 15 000 Dollar, die Gerichts- und Verwaltungsgebühren fielen in diesem Fall nicht ins Gewicht. Würden die Detektive ihr volles Honorar verrechnen, wäre der Saldo zweifellos negativ.

Aus Sicht von Ryffel und Oswald hat sich der Einsatz aber trotzdem gelohnt. Schliesslich gehe es ihren Auftraggebern auch darum, künftigen Betrügern zu zeigen, dass sich Verbrechen nicht auszahlen. Die Kooperationsbereitschaft der kurdischen Behörden und Gerichte im Irak habe sie selber überrascht. Und nicht zuletzt war die Rückführung des BMW aus dem Irak auch ein Abenteuer, wie man es heute nicht mehr alle Tage erlebt.

Trends

Bann gegen Hanf

Der Widerstand gegen die Cannabis-Zigarette im Tessin nimmt hysterische Züge an.

Sie tragen den schönen Namen «Heimat», kosten knapp zwanzig Franken das Päckchen und sind bei Coop ein Verkaufsschlager. Die Rede ist von Hanfzigaretten, die einen THC-Gehalt von weniger als ein Prozent aufweisen und denen eine leicht entspannende, aber keinesfalls berauschende Wirkung zugeschrieben wird. Seit einer Revision des Betäubungsmittelrechts im Jahr 2011 darf diese Art von Cannabis hierzulande angebaut, vertrieben und konsumiert werden.

Doch nicht überall in der Schweiz sorgt das legale Cannabis für Entspannung, im Gegenteil. Im Tessin ist der Ärger über die Zulassung des Genussmittels gross. So wurden im vergangenen Juli die Bestände an Hanfzigaretten in mehreren Tessiner Coop-Filialen kurzerhand von der Polizei beschlagnahmt mit dem Argument, dass der Grossverteiler nicht über die nötige Sonderbewilligung verfüge. Denn im Tessin brauche es, anders als in den anderen Kantonen, eine spezielle Erlaubnis zum Verkauf von Hanfzigaretten, heisst es in Bellinzona. Man wolle keinen Rückfall in die 1990er Jahre, als Cannabisbuden wie die Pilze aus dem Boden geschossen seien, die Drogenkonsumenten aus Italien angezogen hätten.

Verbot für Beamte?

Auch die Tessiner Gemeinden ziehen gegen die trendigen Hanfzigaretten zu Felde. So erlässt derzeit eine Gemeinde nach der anderen Reglemente, die zum Teil derart weit gefasst sind, dass ein Verkauf der legalen Produkte faktisch ausgeschlossen wird. In gewissen Kommunen trägt der Kampf gegen das Genussmittel fast schon hysterische Züge: So denkt man in Locarno laut Medienberichten daran, sämtlichen Gemeindebeamten den Konsum von Hanfzigaretten schlicht zu verbieten. Die Tessiner Behörden veranstalteten einen «ideologischen Kreuzzug», kritisieren denn auch Vertreter von Jungparteien.

Ob das Tessiner Vorgehen rechtens ist, ist eine ganz andere Frage. Immerhin gilt in der Schweiz nach wie vor der Binnenmarkt, und eine spezielle kantonale Bewilligungspflicht für ein erlaubtes Produkt, das überall sonst im Land frei verkauft werden darf, ist zumindest verdächtig. Vorerst scheint die Abschreckungsstrategie der Tessiner Behörden allerdings aufzugehen: Coop jedenfalls ist bis auf weiteres nicht mehr an einem Verkauf der Hanfzigaretten im Tessin interessiert.

Katharina Fontana

Der härtere Weg

Haben die kleinen und mittleren Unternehmen die Frankenaufwertung verdaut? Die Antwort von Birchmeier-Eigentümer und Swissmechanic-Vertreter Jürg Zwahlen ist klar, seine Kritik an der Geldpolitik hart. Von Beat Gygi und Nathan Beck (Bilder)

Eine der jüngsten Innovationen im Unternehmen von Jürg Zwahlen ist nicht spektakulär, nicht das Resultat von Versuchen im Forschungslabor, stellt aber doch eine Weltneuheit dar: ein Handsprühgerät, dessen Strahl nicht abreisst und das nicht plötzlich nur noch Luft ansaugt, wenn man es in die falsche Position kippt. Es war die Mitarbeiterin einer Wäscherei, die Zwahlen in einem Gespräch beiläufig gesagt hatte, es wäre schön, wenn sie beim Bügeln die Wäsche auch mit umgekehrt gehaltenem Gerät besprühen könnte. Die Anregung wurde zur Produktidee, die relativ einfach umgesetzt werden konnte. Nun erfüllen die Sprühflaschen der Firma Birchmeier aus dem aargauischen Stetten mit dem Aufdruck «360°» das Versprechen, dass sie aus jeder Position heraus funktionieren.

Innovationen haben es schwer

Zwahlen hat maximalen Anreiz, jegliche Möglichkeit zur Innovation zu nutzen, als Inhaber und Verwaltungsratspräsident ist er voll in Verantwortung und Risiko. Er hat die Firma 2003 gekauft, als er nach seiner Karriere als Divisionschef im Industriekonzern SFS auf der Suche war nach einem anregenden und befriedigenden Engagement in der Industrie. Mit Birchmeier hat er auch Schweizer Tradition erworben. Das Unternehmen ist 141 Jahre alt, mit langer Erfahrung in Produkten zum Sprühen, Zerstäuben, Dosieren, Streuen oder Schäumen, die mehr und mehr auch Elektronik enthalten, etwa bei Rückenspritzen.

Die Gründung der Blech- und Metallfirma Trost 1876 fiel in eine Zeit, als die Reblaus den Weinbau derart bedrohte, dass sich auch der Bund einschaltete. Das Reblausproblem wurde durch neue Rebsorten aus den USA gelöst, gleichzeitig aber der Falsche Mehltau als schädlicher Pilz eingeschleppt. Dieser wurde dann – wie zum Teil noch heute – mit der kupferhaltigen Bordeauxbrühe bekämpft. 1890 schlug die grosse Stunde der Firma, da erfand Trosts Buchhalter Johann Baptist Birchmeier die Rückenspritze.

Die Spritze mit Handpumpe und kleinem Tank, die man sich an den Rücken schnallte, erleichterte das Ausbringen der Bordeauxbrühe erheblich und schuf im Grunde einen neuen Markt. Birchmeier ist es bisher immer gelungen, genug Neuerungen auf den Markt zu bringen, um zu überleben und sich weiterzuentwickeln. Dazu zählen auch die kleineren Dinge, etwa der Handgriff mit gut handhab-



Die Gunst der Stunde: Unternehmer Zwahlen.

barem und dosierbarem Ventil für die heutigen Birchmeier-Rückenspritzen. «Wir verkaufen fast doppelt so viele Handventile wie Rückenspritzen, die werden gerne auch an andere Fabrikate angeschlossen», sagt Zwahlen beim Gang durch die Fabrik in Stetten. Dass Spritzen und Zubehör aus Schweizer Produktion deutlich teurer seien als Konkurrenzprodukte, werde vom Markt akzeptiert. Wenn ein Landarbeiter auf den Philippinen einen ganzen Tag in der Hitze arbeite, sei es viel wert, wenn die Hebel und Lager präzise liefen und die Pumpe leichtgängig funktioniere.

Über zwei Drittel der Produktion von Birchmeier gehen in den Export. Für Zwahlen war immer klar, dass der Standort Schweiz vergleichsweise hohe Kosten mit sich bringt und man diese nur einspielt, wenn für die Produkte Schweizer Qualität wichtig ist und diese im Ausland entsprechend honoriert wird. Wie er im Interview (siehe rechte Seite) darlegt, wurde für ihn aber mit der Aufwertung des Schweizer Frankens im Januar 2015 eine Grenze überschritten. Unmittelbar nach der Aufhebung der Untergrenze kritisierte er den Nationalbank-Entscheid scharf, und er ist bis heute

dabei geblieben. Er zählt zu den Führungsfiguren der Frankenkurs-Bekämpfer. Als Mitglied der Wirtschaftskommission ist er in der Führung des Maschinen-, Elektro- und Metallbranchenverbands *Swissmechanic* tätig – des Kollegenverbands von *Swissmem* –, der kürzlich kritisiert hat, den KMU werde das Finanzieren von Innovationen zurzeit schwer gemacht, da sie auf dem Kreditmarkt schlechte Bedingungen hätten. *Swissmem* hat dann das Thema sogleich aufgenommen und günstigere Bankkredite gefordert.

45-Stunden-Woche

Aber ist nicht gerade Birchmeier ein Beispiel und Beleg dafür, dass ein KMU die Anpassung an den stärkeren Franken innert weniger Jahre schaffen kann? Ja, meint Zwahlen, aber einfach ein Einzelbeispiel heranzuziehen, sei eine zu enge Sicht. In seiner Firma habe man den Gürtel deutlich enger schnallen müssen, mit

Vierzig Prozent der KMU arbeiten gemäss Zwahlen mit zu dünnen Margen oder sogar mit Verlust.

etlichen Massnahmen, die nicht beliebt gewesen seien, lange Zeit hätten die Leute 45 Stunden pro Woche gearbeitet. Zudem habe man Zulieferer preislich drücken müssen.

Birchmeier hat bei den Kosten einen Materialanteil von gut einem Drittel, vieles wird also selber gemacht. Die Kunststoffgefässe für Rückenspritzen, Handsprühgeräte und auch für die grösseren Geräte von Schubkarrenformat werden im Betrieb selber hergestellt. Eingekauft wird das Kunststoffgranulat, das auf eigenen Anlagen zuerst durch einen Extruder geht, der ein relativ dickwandiges Rohr erzeugt. Die Kunststoff-Rohrabschnitte werden dann zu jenen Gefässen aufgeblasen, die man am Schluss haben will – auf jeder Maschine nach ihrer Fassung.

Mehrere wichtige Maschinen laufen im Dreischichtbetrieb praktisch die ganze Woche ohne Unterbruch. Wenn die Produktion auf Hochtouren läuft, sind ungefähr sechzig Mitarbeiter im Betrieb tätig. Allerdings gibt es eine Saisonalität, die auch Zwahlen immer wieder erstaunt: Im Frühling wird viel mehr bestellt als in andern Jahreszeiten, obwohl doch zahlreiche Artikel nicht mehr direkt mit dem Pflanzenbau zusammenhängen, sondern industriell verwendet werden. In flauerer Zeiten sind weniger temporär Beschäftigte im Haus, und die anderen, die eine flexible Jahresarbeitszeit haben, lösen ihre Freizeit ein.

Zwahlen betont erneut: Mit Einzelbeispielen lasse sich die Wechselkurspolitik als Ganzes einfach nicht rechtfertigen. Es gebe viele Zulieferer, die bisher beste Qualität hocheffizient produziert hätten, aber diese Firmen könnten ihr Geschäftsmodell nicht einfach von heute

Wirtschaft

«Kahlschlag im gesunden Wald»

Kleinere Firmen lehnen sich auf gegen die weitere Desindustrialisierung der Schweiz.

Herr Zwahlen, wie weit haben die KMU in der Industrie die Frankenaufwertung verdaut?

Eigentlich gar nicht. So etwas ist auch kaum möglich, weil der Wechselkurs unsere Produktionskosten künstlich erhöht hat. Wenn in der Industrie weltweit mit ähnlichen oder praktisch gleichen Prozessen produziert wird, treibt eine Frankenaufwertung unweigerlich unsere Stückkosten nach oben und unsere Wettbewerbsfähigkeit nach unten.

Man hört aber oft das Argument, der erhöhte Druck auf die Firmen habe Efforts, neue Ideen und Innovationen hervorgebracht, auf die man sonst nie gekommen wäre.

Not macht erfinderisch, ja, aber es sind zu viele Unternehmen in Not geraten. Dass der Euro-Franken-Kurs seit 2009 von rund 1.60 bis heute auf etwa 1.10 gefallen ist, bedeutet für uns eine asymmetrische Belastung der grösseren Art. Und vor allem wurde sie künstlich gemacht durch einen Wechselkurs, der aus der Realwirtschaft heraus nicht gerechtfertigt werden kann. Wir eliminieren damit Teile der Wertschöpfung, die eigentlich weltweit gefragt sind und die nicht weit von uns entfernt rentabel und zukunftssträftig erbracht werden.

Das bedeutet doch, dass sich die Schweizer Strukturen neuen Verhältnissen anpassen.

Das ist kein Strukturwandel, sondern gossenteils ein Kahlschlag gesunder Bäume im gesunden Wald. Betriebe werden verlagert oder schliessen, gute

«Ich kann versichern: In dem Rest, der von der Schweizer Industrie noch übrig ist, schläft niemand.»

Jobs werden vernichtet. Und die Last ist sehr ungleich verteilt. Es kann doch nicht sein, dass in unserer Volkswirtschaft die Exportfirmen durch die Währung derart unter Druck gesetzt werden, während andere Teile der Wirtschaft das Gegenteil erleben. Aus diesen Bereichen kommt dann oft noch die Aufforderung, wir sollten nicht schlafen. Ich kann versichern: In dem Rest,

der von der Schweizer Industrie noch übrig ist, schläft niemand.

Findet eine Desindustrialisierung statt, die schlecht für die Schweiz ist?

Ganz klar. Das muss man über einen langen Zeitraum betrachten, weil das ein schleichender, langsamer Prozess ist, der seit den siebziger Jahren läuft. Teile der Industrie sind verschwunden, weil neue Technologien kamen, etliche Unternehmen gingen unter, weil sie den Anschluss verpassten, aber wir haben auch viel Industrie verloren, die im europäischen oder internationalen Umfeld weiterhin gut gedeiht.

Welche?

Die Textilindustrie samt ihrer Zulieferindustrie ist praktisch verschwunden. Zurzeit werden Maschinenbau und Elektroindustrie stark dezimiert, in Branchen mit höchsten Kompetenzanforderungen wie zum Beispiel dem Formen- und Werkzeugbau herrscht galoppierende Schwindsucht.

Entsteht denn nicht genug Neues?

Im Industriesektor sieht es nicht gut aus. Klar, der Pharmasektor, die chemische Industrie, teilweise die Uhrenindustrie können sich halten oder bauen aus, das sind aber spezielle Fälle, auch regional begrenzte. Wenn eine übers ganze Land breit verzweigte Industrie ausgedünnt wird, gehen viele Fähigkeiten und Kompetenzen verloren, die als Grundlage für Innovationen unerlässlich sind. Innovation ist kaum möglich, wenn wir keine Fertigungsbasis mehr haben.

Es gibt etliche junge Technologiefirmen, die stark wachsen.

Mit Start-ups lässt sich nie wettmachen, dass beispielsweise seit 2008 in der Maschinenindustrie ungefähr 30 000 Stellen verschwunden sind. Und wichtig ist auch die Qualität der Arbeitsplätze, denn die Administration gewinnt überall laufend an Gewicht. Anders gesagt: Von der Maschine an den Schreibtisch – das wird kein gutes Ende nehmen. Ein Land von der Grösse der Schweiz wird ohne Industriesektor Wohlstand verlieren.

Interview: Beat Gygi



Gegenmassnahmen: Birchmeier-Angestellte.

auf morgen grundlegend ändern. Mit Vollgas in Innovationen, in Differenzierung und Wachstum investieren, vor allem auch im Ausland – das könnten viele Kleinere eben nicht, und so würden diese früher oder später ausbluten. Aber genau damit gehe ein bestimmter Typ von Unternehmen verloren, der im Geflecht der

«Ein Land von der Grösse der Schweiz wird ohne Industriesektor Wohlstand verlieren.»

hiesigen Industrie seine Rolle habe und wertvoll sei für die ganze Wirtschaft. Oft sei die Rede davon, dass die KMU das Rückgrat der Wirtschaft bildeten – heute aber würden 40 Prozent der Swissmechanic-KMU mit zu dünnen Margen oder sogar mit Verlust arbeiten. Eine solide Entwicklung sei das nicht.

Wer leidet denn am stärksten? Alle hierzulande in Tätigkeiten, die dem Wettbewerbsdruck aus dem Ausland ausgesetzt seien, meint Zwahlen. Für ein Unternehmen, das nur in der Schweiz einen Standort habe, sei das viel gefährlicher als für grosse Unternehmen mit vielen internationalen Standorten, die ihre Tätigkeiten hin- und herlagern könnten. Kleine hätten diese Ventile nicht. Sicher, nicht alle würden verschwinden, aber zu viele.

Ist denn nur der Franken das Problem? Ja, meint er, fast alle anderen Bedingungen in der Schweiz seien grösstenteils vorteilhaft für Firmen, aber die Währung müsse man zur Debatte stellen. «In der Schweiz zu bleiben, ist für ein Exportunternehmen heute der härtere Weg als das Verlagern, und wir gehen den härteren Weg», fügt er an. Für ihn sei klar, dass er alles tun werde, damit sein langjähriges Unternehmen noch da sein werde, wenn es den Schweizer Franken nicht mehr gebe. Wann wird das sein? Zwahlen meint scherzhaft, wenn der Euro, der Dollar und andere Währungen in einigen Jahren durch die Weltwährung «Globo» abgelöst würden, die dann alle Wechselkursprobleme beseitige. ○

Volkstümlicher Visionär

S-Bahn, Flughafen, Zürcher Verkehrsverbund: Hans Künzi war einer der erfolgreichsten Infrastrukturminister unter den Schweizer Regierungsräten des 20. Jahrhunderts. Von Karl Lüönd

«Salü, salü ...!», rief er immer, wenn er den Raum betrat. Er war mit fast allen per du. Das war praktisch, denn er konnte sich Namen nur schwer merken. Hans Künzi (1924–2004) war ein aus dem Herzen heraus freundlicher Mensch. Viele belächelten ihn als leicht schusseligen Professor und unterschätzten ihn damit gewaltig. Denn Künzi war als Mathematiker eine Kanone und ein Pionier der Computernutzung, der in der Mitte seines Lebens in die Politik wechselte. Seine Begründung: «Mathematiker sind zwischen 25 und 35 am besten; dann geht es bergab.»

Pionier der Datenverarbeitung

Künzis Werdegang, den der Historiker Joseph Jung in einer soeben erschienenen Biografie mit Sorgfalt und Sympathie beschreibt, begann in Olten, in der kleinbürgerlichen und religiösen reformierten Familie des Elektrotechnikers Gottfried Künzi. Als Gymnasiast schrieb Hans Gedichte und gab gleich eine Anthologie solothurnischer Lyrik aus sieben Jahrhunderten heraus. Doch der Maturand entschied sich für Mathematik und Physik. Bereits nach sechs Jahren doktorierte er. Sein Geld verdiente er als Teilzeitlehrer. Mit dreissig war Künzi Privatdozent, schon 1952 wurde er als Hauptlehrer für Mathematik und Physik an die Kantonale Handelsschule Zürich gewählt. 1956 heiratete er Magdalen Girsberger aus der Zürcher Industriellenfamilie, deren Name noch heute für Drehstühle und Design-Klassiker steht. Hans Künzi

erwischte genau das richtige Zeitfenster und wurde ein früherer Fachmann für die Anwendung der elektronischen Datenverarbeitung in Industrie, Technik und Verwaltung. Er war der Richtige, um einer ganzen Generation von Wirtschaftspraktikern den Umgang mit der ersten Computergeneration beizubringen. Künzi gründete die Schweizerische Vereinigung für Operations Research, veranstaltete internationale Symposien und wurde zur Autorität – was sich dadurch ausdrückte, dass er Doppelprofessor wurde: Ordinarius an der Universität Zürich (ab 1963) und Professor an der ETH.

«Künzi war ein Beziehungsmensch», urteilt sein Biograf Jung. «Für ihn war ein tragfähiges zwischenmenschliches Fundament keine rein technische Konstruktion, sondern von Emotionen durchsetzt. Diese Qualität der persönlichen Beziehung pflegte er zeitlebens, als Mathematiker wie als Politiker, als Kollege wie als Vorgesetzter. Als Wissenschaftler hatte er ge-

Viele belächelten ihn als leicht schusseligen Professor und unterschätzten ihn damit gewaltig.

lernt, in die Tiefe zu bohren und komplexe Verästelungen auszuloten. Als Politiker sollte er die Zeit hierfür nicht mehr haben. Doch die als Mathematiker gelernten Methoden und praktizierten Verfahren, mit denen er Probleme



Vorbild: Künzi (M.) bei der Zürcher S-Bahn-Eröffnung, 1990.



Brückenschlag zur Praxis und zur Politik: Mathematiker Künzi.

me und Herausforderungen erkennen, analysieren und lösen konnte, hatten ihm Instrumente und Werkzeuge in die Hand gegeben, über die er auch später verfügen konnte.»

In dieser Aufbruchstimmung begann der Brückenschlag zur Praxis und zur Politik. Professor Künzi setzte Doktoranden auf nutzbringende Themen an und engagierte zusätzliche wissenschaftliche Mitarbeitende. Seine herzliche, unkomplizierte Art machte ihn zum Meister der Drittmittelbeschaffung.

Damals liess er sich auch als Berater auf Rüstungsprojekte der Schweizer Armee ein. Zuerst wurde das Panzerabwehr-Gefechtsmodell «Kompass» mit den neuen Werkzeugen der Operations Research unterfüttert, dann kam das heikelste aller möglichen Geschäfte, ausgerechnet nach der Mirage-Affäre: die Anschaffung eines neuen Kampfflugzeugs für die Schweizer Armee. Zusammen mit den militärischen Stellen empfahl Künzi das US-amerikanische Flugzeug

Corsair. Aber die Landesregierung setzte sich über die jahrelangen Evaluationsarbeiten hinweg und beschloss, bis auf weiteres auf die Beschaffung eines Flugzeugs zu verzichten. Nach diesem Nullentscheid traten Fliegerkommandant Eugen Studer und Rüstungschef Heiner P. Schulthess unter Protest zurück. Später wurde der F-5-Tiger angeschafft – ein Konzeptwechsel, denn das war ein Flugzeug für den Raumschutz und nicht, wie ursprünglich verlangt, für den Erdkampf. Auch für das Luftüberwachungs- und Führungssystem Florida lieferte Hans Künzi wichtige Entscheidungsgrundlagen.

Künzi war Wettersoldat und Gefreiter der Artillerie, verkehrte damals aber auf Augenhöhe mit der Generalität. Zu den Fachdiensten pflegte er in der hagebuchenen Uniform eines Gefreiten zu erscheinen, worauf er den diskreten Befehl erhielt, fortan im dunklen Anzug zu kommen. Ab 1962 war Künzi als Leiter des Rechenzentrums der Universität auch der Takt-

geber der Computerisierung der Zürcher Kantonsverwaltung und rückte damit der Politik immer näher. Er hatte nicht vergessen, dass der Zürcher Regierungsrat im ersten Anlauf seine Berufung zum Professor abgelehnt hatte aus Angst, er werde dann teure Computer anschaffen. Künzi warb alle erdenklichen Aufträge für den vorerst nur gemieteten Computer IBM 1620 ein. Legendär waren zwei statisti-

Aus den Scherben des Volksentscheids baute er das «Zürcher Modell».

sche Berechnungen: zum einen für die Karriereuntersuchungen in grossen Populationen von Schulkindern, zum andern für eine Sammlung von Notenfragmenten aus dem Mittelalter. Daneben gab es auch reine Brotarbeit: etwa das Erstellen von Rechnungen für das Strassenverkehrsamt oder die Berechnung der Intervalle für die Steuerung der Verkehrsampeln für die Stadt Zürich. Hans Künzi bewies damit den Alltagsnutzen der damals noch unvertrauten elektronischen Datenverarbeitung; er publizierte fleissig und machte den Computer bei Politikern und Stimmbürgern populär.

Politischer Rückschlag gleich am Anfang

Im Jahr 1967 wurde der vielseitige und fleissige Professor als FDP-Mitglied in den Kantonsrat gewählt, 1970 in den Regierungsrat. Sein Gegenkandidat von der SP, Walter Renschler, hatte keine Chance. Künzi blieb in der Zürcher Regierung von 1970 bis 1991 und gewann 33 von 35 Volksabstimmungen. Doch eine der zwei verlorenen Vorlagen war die wichtigste von allen: das erste grosse Projekt für U- und S-Bahn, das von der Landschaft gebodigt wurde: «Keine Milliarden für das Millionen-Zürich!»

Es war der schlimmste Rückschlag gleich am Anfang seiner Laufbahn als Exekutivpolitiker. Inzwischen war Künzi als Nationalrat (1971–1987) auch in Bern bestens vernetzt. Aus den Scherben dieses Volksentscheids baute er unverdrossen das «Zürcher Modell», das europaweit zum Vorbild für den modernen Agglomerationsverkehr erklärt wurde: eine S-Bahn mit der Durchmesserlinie, örtlich mit dem Tram- und Busverkehr verknüpft, und alles eingebunden in ein Takt- und Tarifsysteem, den Zürcher Verkehrsverbund. Ein visionärer Wurf.

Am 27. Mai 1990 fuhr die Zürcher S-Bahn zum ersten Mal. Bereits im ersten Betriebsjahr stieg die Zahl der Bahnpassagiere im Grossraum Zürich um einen Fünftel. Im Führerstand des ersten Zugs stand Hans Künzi und winkte in die festlich gestimmte Menge: «Salü, salü!»

Joseph Jung: Hans Künzi. Operations Research und Verkehrspolitik. NZZ Libro. 192 S., Fr. 36.–

«Stirbt der Hai, stirbt das Meer»

Der Schweizer, der mit den Haien spricht: Erich K. Ritter ist der weltweit führende Haiforscher. Im Interview gewährt er einen faszinierenden Einblick in das weitgehend unerforschte Leben eines Tieres, das seit Millionen Jahren die Meere durchstreift. *Von Klaus Zaugg und Bruno Wüthrich*

Haie sind ebenso faszinierend wie furchterregend. Aber sie sind längst nicht so gefährlich, wie wir befürchten, und es kursieren viele Vorurteile über diese hochentwickelten Wesen, von denen es etwa 500 Arten gibt. Im Gespräch mit dem Biologen und Verhaltensforscher Erich Ritter erfahren wir, wie der Mensch mit Haien umgehen muss, was geschieht, wenn die Haie aussterben, und wie es trotz seines Wissens über diese Tiere zu seinem Unfall kommen konnte. Auf den Bahamas betreibt Ritter eine wissenschaftliche Station, das Shark Education and Research Center (SERC). Der 58-jährige Zürcher lebt in Florida und kommt für Aufträge im Zusammenhang mit seinen Forschungen hin und wieder in die Schweiz. Bei dieser Gelegenheit haben wir ihn zum Interview getroffen.

Herr Ritter, wissen wir, wie Haie sind, wenn wir im Kino «Der Weisse Hai» gesehen haben?

Nein. Überall, wo ich hinkomme, muss ich Vorurteile korrigieren, und es ist meine Mission, die Wahrheit über die Haie dem Publikum näherzubringen.

Ist denn das meiste, was wir über Haie wissen, falsch?

Das ist leider so. Immer wieder wird etwa verbreitet, Menschenblut locke Haie an. Diese Geschichte scheint tief verwurzelt zu sein. Es ist auch nicht so, dass Haie einen Surfer mit einer Robbe verwechseln. Es geht mir darum, zu zeigen, dass Haie nicht so sind, wie wir glauben.

Wie machen Sie das? Wie erforschen Sie das Verhalten der Haie?

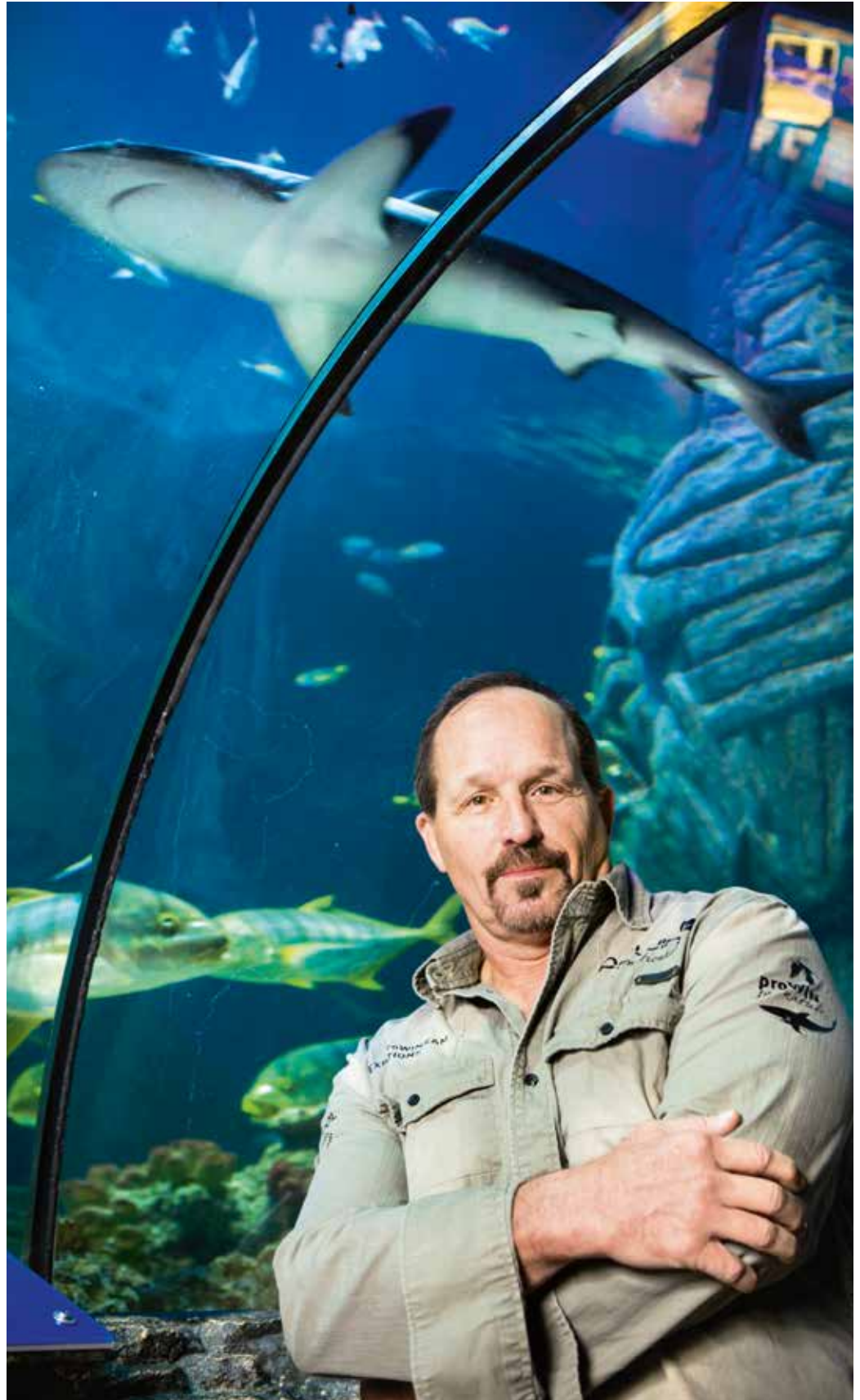
Wir Haiforscher werden schon ein bisschen als Cowboys angesehen. Wir müssen zu den Haien ins Wasser gehen, um Reaktionen zu provozieren und herauszufinden, wie sie wirklich sind.

Sie gehen auf Tuchfühlung mit den Haien?

Ja. Bei den Experimenten mit dem Weissen Hai bin ich meistens alleine im Wasser.

Mit dem gefährlichsten aller Räuber...?

Nein, das ist er nicht. Ein Weisser Hai ist vier bis fünf Meter lang und imposant und hat uns schon im Kino erschreckt. Aber er ist vergleichsweise harmlos und langweilig. Der viel kleinere Schwarzspitzenhai schnappt mehr, der ist einer, vor dem man sich wirklich in Acht nehmen muss, mit dem aber auch das Schwimmen mehr



«Wir reagieren falsch, weil wir unsere Ängste in dieses Tier hineinprojizieren»: Biologe Ritter, 58.

Spass macht. Er ist nur anderthalb bis zwei Meter lang, weiss nicht mal, wie man richtig beisst, aber wenn man mit dem im Wasser ist, muss man permanent darauf aufpassen, wo er sich gerade befindet.

Wie viele Arten von Haien gibt es denn?

Etwa 500 verschiedene Arten, aber bis heute haben nur etwa dreissig davon einen Menschen gebissen, und sechs oder sieben Arten machen 99 Prozent der Unfälle aus. Die Gefahr wird weit übertrieben. Weltweit kommt es im Jahr lediglich zu achtzig bis hundert Unfällen und fünf bis sechs Todesopfern.

Sie versuchen, mit Ihrer Forschung Haiunfälle zu verhindern?

Wir versuchen herauszufinden, wie sich der Mensch gegenüber einem Hai richtig verhalten muss. Wie kann ich den Hai abwehren? Das war in den neunziger Jahren der Ansatz meiner Forschung. Damals ging nie jemand freiwillig zu einem Hai ins Wasser. Wir liessen uns auf etwas völlig Neues ein, und es gab gegenüber unserer Arbeit fast nur Vorurteile. Wir sind von den anderen Forschern schräg angeschaut worden. Ich musste erst einmal erfahren, welche Schwierigkeiten es mit sich bringt, wenn man den etablierten Forschern auf den Füssen herumsteht und sie mit neuen Methoden provoziert. Auch heute noch wollen die wenigsten Forscher zu den Haien ins Wasser.

Wie sind Sie als Zürcher darauf gekommen, Haiforscher zu werden?

Weil ich etwas angestellt hatte, erhielt ich Stubenarrest. Damals war ich etwa sieben Jahre alt. Aber wir hatten einen Fernseher, und als ich alleine war, schaltete ich das Gerät ein. Es wurde eine Sendung über Haie gezeigt und gesagt, dies seien sehr gefährliche Tiere. Ich war fasziniert, konnte aber nichts Gefährliches erkennen. Die Bilder gingen mir nicht mehr aus dem Kopf, und ich verschlang fortan alles, was ich über Haie erfahren konnte. Als ich ungefähr zehn war, las ich die Geschichte von «Dr. Dolittle», der mit den Tieren sprechen konnte. Von da weg war ich überzeugt, ebenfalls mit Tieren sprechen zu können. Als ich zwölf war, sagte ich meiner Mutter: «Ich will Haidoktor werden.»

Haidoktor? Wie stellten Sie sich dies vor?

Das konnte ich mir noch nicht recht vorstellen. Ich begann, an der ETH in Zürich Biologie zu studieren, merkte aber bald, dass dies nicht meine Welt ist. Ich ging zur Uni, die zwar auch nicht meine Welt war, hatte jedoch bei meinem Zoologiestudium das Glück, einen Professor zu finden, der es mir ermöglichte, mich auf das Verhalten der Haie zu spezialisieren. Irgendwann hatte ich die Hörsäle verlassen und auf den Bahamas eine Haiforschungsstation auf-

gebaut. Ich entschied mich, meine akademische Laufbahn zu beenden, um vermehrt im Wasser zu sein. Seither verbringe ich neun Monate im Jahr mit Haien.

Wie lebt es sich als Haiforscher?

Ein normales Leben ist es sicher nicht. Ich lebe vornehmlich aus dem Koffer. Mir war es immer wichtig, Feldforschung machen zu können. Jetzt bin ich zwar wieder an einer Universität, der Universität von West Florida, muss dort aber nicht unterrichten.

Wie war es möglich, Ihren Traum zu verwirklichen?

Ich hatte in den USA von Anfang an das Glück, eine grosse Medienpräsenz zu haben. In den neunziger Jahren kamen die Tier- und Abenteuer-TV-Kanäle auf. Haie waren sexy, und da war dieser Verrückte, der mit den Haien herumschwamm.

Ungefährlich war das nicht. Sie sind einmal gebissen worden.

Dabei bin ich fast gestorben, und ich hinke heute noch. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für die Medien, und die Schadenfreude bei den Fachkollegen war gross. Schliesslich wurde ausgerechnet derjenige

«Das Haiweibchen wollte mit dem Biss nur herausfinden, ob ich Futter sei, das ihm schmeckt.»

gebissen, der behauptete, mit den Haien kommunizieren zu können. Ich verbrachte fünfeinhalb Wochen auf der Intensivstation, und als ich das Spital verlassen konnte, hatte die Universität meine Kurse gestrichen. Meine Sponsoren waren weg, ich sass auf einer halben Million Dollar Schulden und war zusätzlich noch behindert. Das alles war wirklich hart, trotzdem zögerte ich keine Sekunde, meine Arbeit sofort wieder aufzunehmen, sobald dies möglich war. Letztlich hat sich der Unfall als Glücksfall erwiesen: Meine Rückkehr war die Sensation. Der Verrückte ist wieder da und schwimmt wieder mit den Haien! Die Medienpräsenz war grösser als je zuvor.

Warum sind Sie gebissen worden?

Wir konnten den Unfall aufgrund von Filmaufnahmen analysieren. Es war nicht mein Fehler. Wenn ich im hüfttiefen Wasser mit Haien arbeitete, dann passte immer ein *spotter* auf, um mich zu warnen, wenn ein Hai hinter mir war. Ich bin nicht gewarnt worden, und so bin ich von hinten von einem Hai ins Bein gebissen worden. Es war also kein Angriff, sondern lediglich der Gaumenbiss eines Haiweibchens. Es wollte mit dem Biss nur herausfinden, ob ich Futter sei, das ihm schmeckt, da ich vor dem Unfall schon längere Zeit in einem Geruchskorridor stand, um eben genügend Haie um mich herum zu haben, weil wir fürs Fernsehen

drehten. Doch dann kam sie nicht mehr weg und geriet darob unter Stress und versuchte, mein Bein zu durchbeissen, was nicht gelang. Deshalb wollte sie mich dann ins tiefere Wasser ziehen.

Hätten Sie etwas dagegen tun können?

Ja. Hätte ich gewusst, dass sich ein Hai von hinten nähert, hätte ich mich nur umdrehen und sie zur Seite schieben müssen, und nichts wäre passiert.

Zur Seite schieben?

Ja. Einen Hai kannst du, wenn er auf dich zuschwimmt, sanft zur Seite schieben. Diese Berührung kennt er im Umgang mit seinen Artgenossen. Das Signal ist ihm also bekannt. Ihm auf die Schnauze zu schlagen, ist hingegen falsch, auch hier wurden die Menschen falsch informiert. Ein solches Verhalten kennen Haie nicht, deshalb löst es bei ihnen Stress aus. Es hilft auch, einem Hai, der auf dich zukommt, entgegenzuschwimmen und in die Augen zu schauen. Dann dreht er meistens ab und zieht sich zurück, weil er meint, ein potenzielles Raubtier vor sich zu haben. Er will auch einen Zusammenstoss vermeiden. Wir reagieren falsch, weil wir unsere Ängste in dieses Tier hineinprojizieren und weil wir nicht wissen, was dieses Tier will. Deshalb ist es so wichtig, herauszufinden, wie die Haie denken und wie sie sich in einer Begegnung verhalten.

Wie haben Sie es geschafft, den Zwischenfall zu überleben?

Ich versuchte zuerst, an seine Kiemen heranzukommen. An dieser Stelle sind Haie sehr empfindlich, weil sich ihr Herz gleich dahinter verbirgt. Wenn sie gegeneinander kämpfen, dann gehen sie einander an die Kiemen. Das gelang mir nicht, und er zog mich ins tiefere Wasser. Doch es gelang mir, mit meinem rechten Bein Boden zu fassen und mich gegen die Bewegung des Hais zu stemmen. Dies führte dazu, dass mir die ganze Wade und das Wadenbein weggerissen wurden. Ich hatte riesiges Glück, dass es mir noch gelang, mich an den Strand zu schleppen. Bis ich im Krankenhaus in West Palm Beach lag, hatte ich sechzig Prozent meines Blutes verloren. Auf dem Flug von der Bahamasinsel in die USA musste ich wach bleiben. Wäre ich bewusstlos geworden, hätten sich die Wunden ganz geöffnet und ich wäre verloren gewesen. Auf einmal dämmerte ich trotzdem weg, und ich spürte und akzeptierte, dass ich jetzt sterben würde.

Was fühlten Sie dabei?

Alle Schmerzen waren auf einmal weg, und eine schöne Wärme umgab mich. Ich verspürte keinerlei Angst, einfach nur diese schöne Wärme. Mitten in mein Delirium sagte plötzlich der Pilot: «Hey, ich sehe West Palm Beach, wir schaffen es.» Sofort war ich wieder hellwach, und auch die Schmerzen

kehrten zurück. Wäre der Flieger nicht vor Ort gewesen, wo der Unfall geschah, und hätten wir das Bein nicht abgebunden, hätte ich es nicht geschafft.

Trotz allem wagten Sie es, wieder zu den Haien ins Wasser zu steigen.

Es war sehr schwierig. Ich konnte einfach nicht verstehen, warum es zu diesem Unfall gekommen war. Etwas stimmte nicht. Erst auf einem Film haben wir dann gesehen, dass ich nicht gewarnt worden bin, als sich der Hai von hinten näherte. Dieser Film über meinen Unfall ist inzwischen die am häufigsten gesehene Hai-Dokumentation der Welt neben dem Kinofilm «Der Weisse Hai».

Wenn man Sie so reden hört, käme man nie auf den Gedanken, dass Haie gefährlich oder gar böse sein könnten. Sind Haie eher vorsichtige Tiere?

Ja. Deshalb spreche ich von Unfällen und nie von Hai-Angriffen oder -Attacken. Eine Attacke ist ein bewusster Versuch, Schaden anzurichten und zu töten. Das macht ein Hai nicht. Er ist zwar ein Raubtier, aber wäre er draufgängerisch und angriffslustig, würde er sich unnötig in Gefahr bringen, da er nicht weiss, was ein Mensch ist, und er uns entsprechend als potenziell gefährlich ansieht. Er ist neugierig, aber vorsichtig und zurückhaltend. Er befindet sich ständig in einem Dilem-

ma: nachschauen, was da schwimmt – oder lieber auf Distanz bleiben? Wir haben inzwischen über 4000 Haiunfälle dokumentiert, und drei Viertel aller Bisse sind Gaumenbisse. Also nicht die Folge von Angriffen. Sondern von Neugier. Der Hai will damit einfach herausfinden, ob etwas als Nahrung taugt. Diese Gaumenbisse können wir durch richtiges Verhalten vermeiden.

Sieht man denn einem Hai an, ob er freundlich ist oder vielleicht doch gestresst?

Ja. Ich kann aufgrund des Schwimmusters erkennen, ob der Hai ruhig ist, ein wenig kundschaftet oder ob er sich gestresst fühlt. Wenn er die Flossen nicht nach unten drückt,

«Wäre der Hai draufgängerisch und angriffslustig, würde er sich unnötig in Gefahr bringen.»

sondern sie flach hält, ist er entspannt, er kann in dieser Haltung nicht schnell reagieren. Ein offenes Maul signalisiert ebenfalls ein Wesen, das nicht im Stress ist.

Sind diese Zeichen verlässlich?

Ja, wir haben noch nie erlebt, dass ein Hai bei flachgehaltenen Flossen sich gleichzeitig gestresst verhalten hat. Er ist ja dann auch nur eingeschränkt manövrierfähig.

Ein Hai hat ja eigentlich allen Grund, entspannt zu sein – er hat keine Feinde.



«Nachschauen, was da schwimmt – oder lieber auf

Ganz so ist es nicht. Ein ausgewachsener Weisser Hai hat zwar ausser dem Menschen keinen Feind zu fürchten. Aber wenn er jung ist, muss er sich schon vor seinen Artgenossen in Acht nehmen oder vor Grosshaien anderer Art. Es kommt vor, dass sich Haie gegenseitig auffressen.

Auch unter Haien der gleichen Art?

Ja, auch. Aber Haie sind auch soziale Wesen. Wir haben herausgefunden, dass beispielsweise drei oder vier Tiere in Sozialverbänden monatelang zusammenbleiben, ohne dass sexuelle Komponenten im Spiel sind oder eine Überlebensnotwendigkeit besteht. Es scheint, dass sie einfach miteinander mehr Spass haben und das Jagen so einfacher und das Leben angenehmer ist.

Was auf hohe Intelligenz schliessen lässt.

Ja, wir vergessen oft, dass der Hai ein hochentwickeltes Tier ist. Er verhält sich durchaus ähnlich wie ein Hund. Aber eben, so wie es *den* Hund nicht gibt, so gibt es auch nicht *den* Hai. Jedes Tier hat seine eigene Persönlichkeit.

Aber er ist kein Kuscheltier wie der Hund.

Nein, nicht im herkömmlichen Sinn. Aber er lässt menschliche Nähe durchaus zu und lässt sich berühren und kraulen.

Hat der Hai wegen seines Aussehens ein Imageproblem? Wenn man ihn mit offenem Maul von vorne sieht, ist da nicht viel Freundlichkeit zu erkennen.

Ja, das ist so. Wer sich mit Haien nicht auskennt, kann unmöglich erkennen, ob er

Können Grönlandhaie wirklich 400 Jahre alt werden?

Kein anderes Tier wird so alt wie der Grönlandhai, auch Eishai genannt. Er lebt im Nordatlantik und im Nordpolarmeer und erreicht eine Grösse von über fünf Metern. Da er sehr langsam wächst – vermutlich nur etwa einen Zentimeter pro Jahr –, glaubten Forscher schon lange, dass er sehr alt werden kann.

Ein Tier, das mindestens 400 Jahre alt und erst mit 150 Jahren geschlechtsreif wird – ist das möglich? Ein Tier etwa, das in den Zeiten des Dreissigjährigen Krieges geboren und während der Regierungszeit von Kaiser Napoleon geschlechtsreif wurde? «Ja, das gibt es», sagt Erich Ritter, «wir wissen erst seit kurzer Zeit, dass Grönlandhaie so alt werden.»

Die Gründe für diese Langlebigkeit sind noch nicht erforscht. Biologe Ritter vermutet, dass es einen Zusammenhang mit dem Leben im eiskalten Wasser gibt. Aber Grönlandhaie sind nicht die Einzigen, die in so kalten Gewässern leben. «Ihre erstaunliche Langlebigkeit muss also noch weitere Ursachen haben.» Eine konventionelle Altersbestimmung dieser Knorpel-



Überlebenskünstler: Grönlandhai.

fische sei wegen ihres Mangels an verkalktem Gewebe nicht möglich. Das Alter wird anhand von Proteinen in der Augenlinse erfasst. Bei den jüngsten Forschungen, die dieses biblische Alter erstmals nachweisen, sind insgesamt 28 weibliche Tiere untersucht worden, die bei mehreren Expeditionen gefangen worden waren. Die Tiere massen zwischen achtzig Zentimetern und gut fünf Metern. Ihr durchschnittliches Alter betrug der Messung gemäss 272 Jahre. Das grösste untersuchte Exemplar war etwa 392 Jahre alt.

Klaus Zaugg



Distanz bleiben? Haiforscher Erich Ritter.

jetzt gut drauf ist oder nicht. Ein Hai schaut nun mal einfach nicht freundlich drein. Wenn ein Hai mit geschlossenem Maul auf dich zukommt, dann zeigt dir dies, dass er nicht entspannt ist. Obwohl er gerade dann sogar ein bisschen freundlicher aussieht. Mit geschlossenem Maul kann er keinen Sauerstoff aufnehmen, da der Wasserfluss durchs Maul und über die Kiemen unterbrochen ist. Das kann nicht positiv sein, und ist ein Zeichen von Stress. Doch auch dies weist nicht auf einen Angriff, sondern eher auf eine bevorstehende Flucht hin.

Welche Rolle spielt der Hai im Ökosystem des Meeres?

Wenn der Hai stirbt, dann stirbt das Meer. Das müssen Sie uns erklären.

Der Hai ist das häufigste Raubtier der Erde mit einem Gewicht von über 50 Kilogramm. 70 bis 100 Millionen Haie werden pro Jahr gejagt.

70 bis 100 Millionen? Haben wir das richtig verstanden? Das ist eine enorme Zahl.

Ja, so ist es, und das mag zeigen, wie viele Haie es insgesamt in den Weltmeeren geben muss. 125 Länder fischen intensiv nach Haien. Ein Pfund Haiflosse bringt 300 Dollar, eine Flosse eines Walhais mehrere tausend Dollar. Die Haiflosse ist nicht nur eine Delikatesse, sie gilt auch als Potenzmittel. Kriminelle Organisationen kontrollieren ganze Haifangflotten und unterlaufen das Verbot des Handels mit

Haiflossen auch in der EU. Weil der Hai fälschlicherweise als gefährliches Tier gilt, ist es viel schwieriger, eine Schutzlobby für ihn zu organisieren als für Pandabären. Der Haifang wird öffentlich kaum thematisiert und ist ein so gutes Geschäft, dass ich wegen meines Engagements für den Schutz dieser Tiere auch schon Morddrohungen bekommen habe. Der Weisse Hai beispielsweise ist wahrscheinlich bereits biologisch ausgestorben, und es gibt kaum mehr eine Chance, ihn zu retten. Die Durchsetzung eines weltweiten Fangverbotes für Weisse Haie wäre dringend notwendig. Weitere sechzig Arten sind gefährdet.

Aber warum stirbt das Meer, wenn der Hai stirbt?

Die Haie stehen an oberster Stelle einer mehrstufigen Nahrungskette und sorgen dafür, dass diese Nahrungskette stabil bleibt. Wenn der Hai weg ist, wird sich die nachfolgende Nahrungsstufe explosionsartig vermehren, was bedeutet, dass sie ihre Nahrungsbasis wiederum eliminiert und dann selber draufgeht, weil sie keine Nahrung mehr findet. Die unterste Stufe des Lebens im Meer ist das Plankton, das auch für einen Grossteil der Sauerstoffproduktion auf unserem Planeten zuständig ist. Wird diese eliminiert, haben wir grosse Probleme.

Welche genau?

Alles gerät aus dem Gleichgewicht, und es kommt zu einem Artensterben. Die Überfischung der Haie ist die grösste ökologische Zeitbombe unserer Zeit. Je nach Quelle stammen 60 bis 70 Prozent der weltweiten Sauerstoffproduktion aus dem Meer, und

«Es ist viel einfacher, eine Schutzlobby für Pandabären zu organisieren als für Haie.»

auch die CO₂-Umwandlung in Sauerstoff wird in vergleichbarem Ausmass im Meer vorgenommen. Jetzt können Sie sich ungefähr vorstellen, was dies für uns alle bedeutet, wenn das Plankton weggefressen wird. Aber die Rettung der Haie ist schwierig. Ein Hai wird teilweise erst mit 20 bis 25 Jahren geschlechtsreif, und die Tragzeit kann mehr als zwanzig Monate dauern. Schutzmassnahmen zeigen also nicht gleich Resultate, es braucht langfristige Massnahmen. Der Grönlandhai wird 400-jährig und ist erst mit 150 Jahren geschlechtsreif [siehe Kasten auf der linken Seite].

Können die Haie nicht in Aquarien gerettet werden?

Nein. Es gibt bis heute etwa keine Fortpflanzung von Weissen Haien in Aquarien. Aber wir können in Aquarien wenigstens das Verständnis für Haie fördern.

Eine ganz andere Frage: Schlafen Haie?

Niemand weiss es. Wir können heute noch viele Fragen nicht beantworten: Wie jagen Haie? Wie gebären sie? Wie läuft ihre Fortpflanzung, also ihr Sexualleben, ab, und wie ist ihr Schlafverhalten? Es ist denkbar, dass gewisse Arten ein Leben lang zum Schwimmen verurteilt sind, sie können sich dabei wahrscheinlich aber in einen Ruhezustand versetzen, trotz der Fortbewegung. Der Gehirnstamm, der bei uns die unbewussten Tätigkeiten wie die Verdauung steuert, übernimmt dabei beim Hai ebenfalls die Bewegung. Aber wie wollen wir das Schlafverhalten von Haien erforschen? Wir wissen ja nicht mal genau, warum der Mensch schläft.

Erich Ritter, 1958 in Zürich geboren, gilt als weltweit führender Hai-Verhaltensforscher. Er studierte Zoologie und Paläontologie an der Universität Zürich und an der Rosenstiel School der Universität von Miami. Danach promovierte er auf dem Gebiet der Verhaltensökologie von Fischen. Der Biologe beschäftigt sich insbesondere mit der Beziehung zwischen Mensch und Hai und rekonstruiert Haiunfälle. Die Unfall-Analysen werden im «Global Shark Attack File» am Shark Research Institute in Princeton (USA) publiziert. Ritter berät unter anderem die deutsche Marine, die US Navy und die US Air Force im Umgang mit Haien.



Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

HUNDERT JAHRE REVOLUTION - MYTHOS UND WIRKLICHKEIT

Gast: Dr. Elisabeth Heresch,
Autorin und Russland
Expertin, Wien



Leitung: Wolfgang Koydl
Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich
25. September 2017

Fr. 60.- / Gönner: Eintritt frei

18 Uhr: Beginn der Veranstaltung

Sprache: Deutsch

Anschliessend Apéro:

Hobelkäse-Buffer mit Züpfе

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:

info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCHЕ

Krieg gegen Kim

Donald Trump droht Nordkorea mit «Feuer und Zorn», sollte Kim Jong Un weiter mit seinen Atomwaffen provozieren. Bei einem Angriff auf sein Land werde er Amerika «zerstören», erwidert der Diktator. Beide schrecken vor einem Krieg zurück, sagt der gesunde Menschenverstand. Doch was, wenn nicht? *Von Urs Gehriger und Pierre Heumann*

Seit Wochen liefern sich Kim Jong Un und Donald Trump einen Schlagabtausch mit apokalyptischen Drohungen. Die jüngste Verbal-salve kam am Montag aus Pjöngjang. Kurz bevor der Uno-Sicherheitsrat sich zu Nordkorea beriet, warnte Kim, dass Amerika ein «gigantisches Ausmass an Schmerzen und Leiden» zugefügt werden würde, sollten die Sanktionen gegen sein Land verschärft werden. Die Uno, angeführt von den USA, reagierte unbeirrt und drehte an der Sanktionsschraube.

Seit Monaten forciert Nordkorea seine Atom- und Raketentests. Demnächst liegt die Reichweite seiner Atomraketen bei Los Angeles. Die USA reagieren darauf mit Kriegsdrohungen. Präsident Trump spricht von massiver Vergeltung, sollte Nordkorea angreifen. Sein Sicherheitsberater, H.R. McMaster, warnt, dass nur schon Kims Besitz von Atomwaffen inakzeptabel und für die USA ein Casus Belli sei. Kurzum: Die USA lassen die «militärische Option» gegen Nordkorea demonstrativ «auf dem Tisch».

Politiker und Militäranalysten warnen vor den desaströsen Folgen, die ein Krieg auf der seit 1953 geteilten koreanischen Halbinsel nach sich ziehen würde. Viele im Westen zählen auf die Vernunft der Streitparteien. Nordkoreas Diktator sei trotz des bizarr anmutenden Muskeltheaters ein «rationaler» Mensch, sagen sie. Kim wisse, dass eine militärische Provokation einem nationalen Selbstmord gleichkäme. Also werde er sich hüten. Doch was, wenn nicht?

Jeder Intervention gegen Nordkorea liegt ein folgenreicher Entscheid zugrunde: Was will Washington erreichen? Eine vollumfängliche Zerstörung von Nordkoreas Nukleareinrichtungen oder lediglich die Ausschaltung der wichtigsten Teile des Atomarsenals durch «chirurgische Schläge»?

Die erste Option birgt das grosse Risiko, dass die USA in einen langen, äusserst blutigen und kostspieligen Krieg in Asien hineingezogen würden. Die zweite, limitierte Option könnte Nordkoreas Nuklearprogramm substanziell dezimieren und die unmittelbare Gefahr für die USA, die Alliierten sowie Nordkoreas Nachbarn bannen. Das nordkoreanische Regime allerdings würde weiter bestehen bleiben, ebenso ein relevanter Teil seiner Streitkräfte.

Ein limitierter Schlag ist das wahrscheinlichere Kriegsszenario.

1. Limitierter Angriff

Planung: Um einen Angriff so überraschend wie möglich zu führen, ist eine minutiöse Vorbereitung zwingend. Die USA bringen zwei ihrer vier Atom-U-Boote der Ohio-Klasse sowie Kriegsschiffe der 7. US-Flotte in der Nähe der nordkoreanischen Küste in Stellung und versetzen Tarnkappenjäger und -bomber in Bereitschaft.

Die Eröffnungssalve wird von B-2-Bombern geflogen, die von ihrem Stützpunkt im US-Bundesstaat Missouri in Richtung Korea aufsteigen. Flankiert werden sie von F-22-Kampffjets, die von Flugzeugträgern sowie Luftbasen in Japan starten. B-2 und F-22 sind das Rückgrat jeder Anti-Nuklear-Operation. Beide Flugzeugtypen gehören der sogenannten Stealth-Klasse an. Sie verfügen über eine Tarnbeschichtung, damit sie von der gegnerischen Luftabwehr nicht erkannt werden können.

Zweites Element der amerikanischen Angriffswelle sind Marschflugkörper (Tomahawk), welche von U-Booten und Schiffen der 7. US-Flotte lanciert werden. Ergänzt wird diese geballte Feuerkraft von B-1-Bombern, die auf der Pazifikinsel Guam stationiert sind. Die Crews der B-1-Bomber trainieren seit längerem mit Südkoreanern sowie Japanern. B-1-Bomber sind, gleich wie die B-2-Bomber, ausgestattet mit massiven Panzerknacker-Bomben, welche in der Lage sind, Atomanlagen und Bunker tief unter der Erdoberfläche zu zerstören.

Angriffsziele: Um Nordkoreas Atompotential möglichst umfangreich zu vernichten, nehmen die Angreifer drei Kategorien von Nuklear-Zielen ins Visier: Produktionsstätten, Sprengköpfe und sämtliche Transportvehikel, also Flugzeuge, Raketen und Abschussvorrichtungen.

Kernziel ist der Nuklear-Reaktor von Nyongbyon, wo Nordkorea Plutonium für seine Bomben produziert. Diese Option hatte bereits Bill Clinton in den neunziger Jahren in Betracht gezogen. «Wir sind äusserst zuversichtlich, dass er zerstört werden könnte, ohne eine nukleare Kernschmelze zu verursachen, welche Radioaktivität freisetzen würde», schrieben die ehemaligen Pentagon-Experten und späteren US-Verteidigungsminister Ashton Carter und William Perry 2002 in einem Bericht.

Weitere Ziele sind Pyongsan, die wichtigste Uran-Mine und -Anreicherungsanlage Nord-

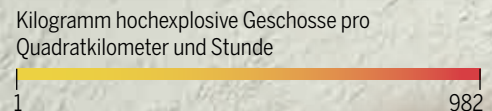
Nordkoreas Drohpotenzial

Nordkorea baut sein Atomarsenal stetig aus. Im Juli wurde eine Interkontinentalrakete mit Reichweite von über 10 000 km erfolgreich getestet, Anfang September eine Wasserstoffbombe.



Nordkoreas Artillerie-Konzentration

Entlang der Südgrenze hat Nordkorea massiert Artillerie aufgestellt. Südkoreas Hauptstadt Seoul und Umgebung mit 25 Millionen Einwohner liegt im Zielgebiet.



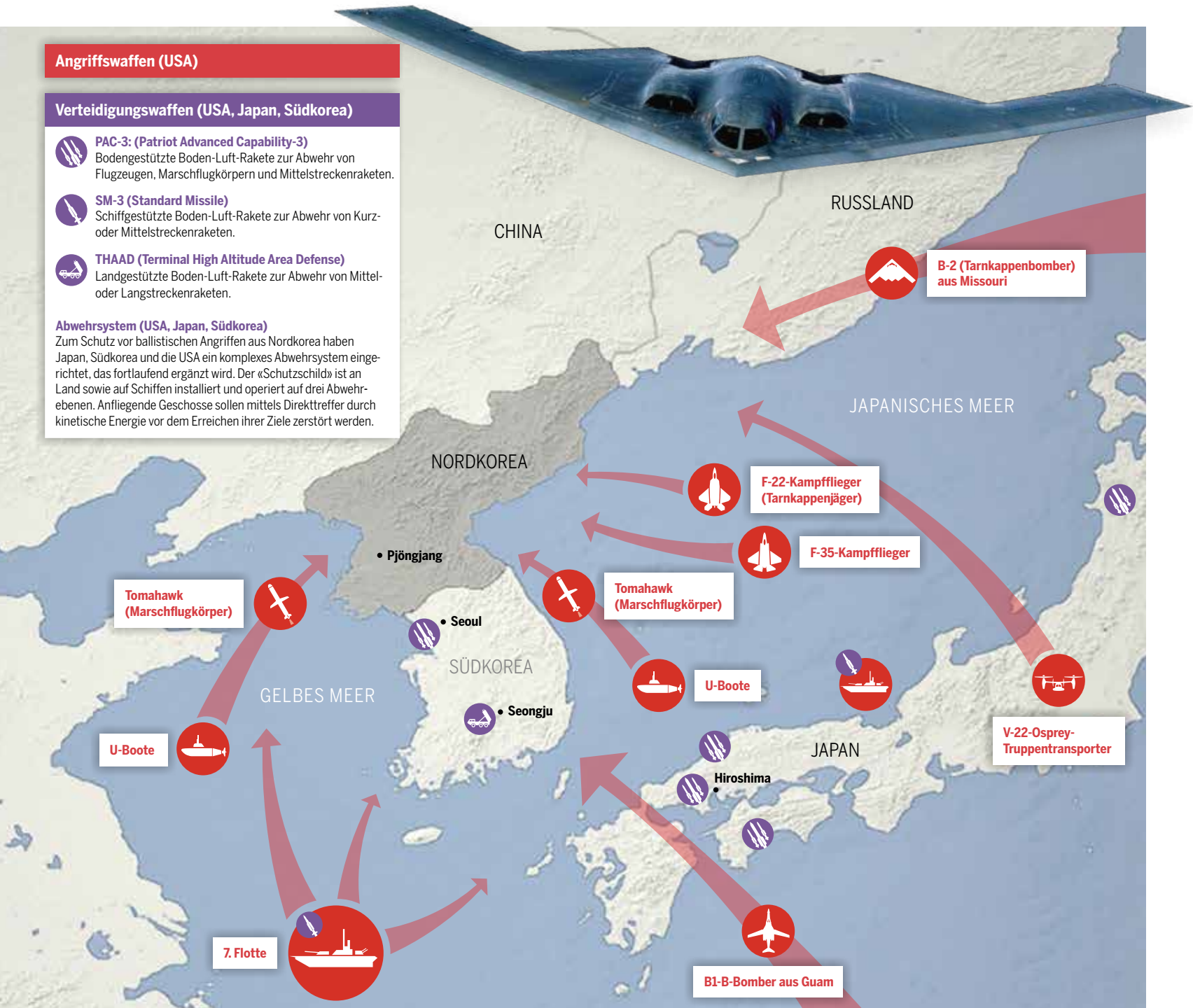
Angriffswaffen (USA)

Verteidigungswaffen (USA, Japan, Südkorea)

- PAC-3: (Patriot Advanced Capability-3)**
Bodengestützte Boden-Luft-Rakete zur Abwehr von Flugzeugen, Marschflugkörpern und Mittelstreckenraketen.
- SM-3 (Standard Missile)**
Schiffgestützte Boden-Luft-Rakete zur Abwehr von Kurz- oder Mittelstreckenraketen.
- THAAD (Terminal High Altitude Area Defense)**
Landgestützte Boden-Luft-Rakete zur Abwehr von Mittel- oder Langstreckenraketen.

Abwehrsystem (USA, Japan, Südkorea)

Zum Schutz vor ballistischen Angriffen aus Nordkorea haben Japan, Südkorea und die USA ein komplexes Abwehrsystem eingerichtet, das fortlaufend ergänzt wird. Der «Schutzschild» ist an Land sowie auf Schiffen installiert und operiert auf drei Abwehrebene. Anfliegende Geschosse sollen mittels Direkttreffer durch kinetische Energie vor dem Erreichen ihrer Ziele zerstört werden.



Ziele in Nordkorea



koreas, welche Uran von höchster Qualität herstellt. Angriffsziele sind ausserdem die Uran-Anreicherungsanlagen in Pakchon, Cheonma-San, Yongjo-ri sowie Punggye-ri, die Testanlage im Gebirge im Nordosten des Landes, wo Nordkorea wiederholt Untergrundversuche durchgeführt hat.

Grosse Unbekannte: Während unter Experten keine Zweifel bestehen, dass Kim Jong Un über ein substanzielles Atomarsenal verfügt, gehen Schätzungen über dessen Grösse weit auseinander. So variiert die Zahl der vermuteten Atomsprengköpfe zwischen 20 und 120 Stück. Unvollständig ist auch die Kenntnis über Reichweiten und Zielgenauigkeit seiner Raketen, welche die vernichtende Fracht zum Feind transportieren sollen.

Die Verstecke der Atomwaffen zu orten, gehört für den Angreifer zu den grössten Herausforderungen. Ebenso schwierig gestaltet sich die Lokalisierung der Abschussvorrichtungen der Raketen. «Das Problem ist, dass sie mobil sind», sagt Bruce Bechtol, Professor an der Angelo State University in Texas, der seit Jahren über das

Die Verstecke der Atomwaffen zu orten, gehört für den Angreifer zu den grössten Herausforderungen.

nordkoreanische Waffenpotenzial forsch. «Die nordkoreanischen Raketentests der letzten Jahre haben stets an einem anderen Ort stattgefunden. Damit vermittelt Kim die Botschaft: «Leute, ihr könnt uns nicht erwischen.»» Kim soll über eine Batterie von rund 200 mobilen Abschussrampen verfügen, die über das ganze Land verteilt sind und die in Höhlensystemen versteckt werden können. Dasselbe gilt für die Atomsprengköpfe. «Wir gehen davon aus, dass Nordkorea sie über das ganze Land verteilt hat.» Was eine Neutralisierung des Atomarsenals zu einem aufwendigen Unterfangen macht.

Kims Gegenschlag: Ein limitierter Angriff ist im wahrsten Sinne des Begriffs «limitiert». Man muss davon ausgehen, dass Kim nach «chirurgischen Schlägen» noch Spielraum hätte, zu reagieren. Allein seine Artillerie, die entlang der Grenze zu Südkorea massiert aufgestellt ist, kann innert Minuten Seoul (50 km südlich der Grenze) unter Beschuss nehmen. Die Neutralisierung der Artillerie würde mehrere Tage in Anspruch nehmen, sind Experten überzeugt. In dieser Zeit könnte sie unter der Zivilbevölkerung Südkoreas grosses Blutvergiessen anrichten. Rund 25 Millionen Einwohner leben im Nordteil Südkoreas. (Siehe Grafik). In Reichweite der Artillerie befinden sich auch US-amerikanische Streitkräfte. Rund 25 000 Mann starke US-Truppen sind in Südkorea stationiert.

Viele Artilleriegeschosse würden zwar in der demilitarisierten Zone entlang der Grenze einschlagen und dort platzierte Minen zur Detonation bringen. Dies wiederum könnte es den

nordkoreanischen Bodentruppen ermöglichen, in Richtung Süden vorzustossen. Eine limitierte Operation kann sich so rasch zu einem umfassenden Krieg ausweiten.

US-Verteidigungsminister James Mattis schilderte vor dem Fachausschuss des Repräsentantenhauses im Juni die Folgen eines chirurgischen Militärschlages und zeichnete ein düsteres Bild. «Es wird ein heftiger Krieg, der hinsichtlich menschlichem Leid alles, was wir seit 1953 gesehen haben, übertrifft», sagte der General mit Bezug auf den Korea-Krieg. «Es wäre ein ernsthafter, ein katastrophaler Krieg, insbesondere für unschuldige Menschen in einigen unserer alliierten Ländern, beispielsweise in Japan.»

Die hohen Risiken eines Luftangriffs lässt Militärstrategen nach alternativen Optionen suchen.

2. Cyberkrieg

Im Cyberspace ist der Krieg längst lanciert. Die Grundlagen dazu legte vor drei Jahren der damalige US-Präsident Barack Obama, wie die *New York Times* letzten März enthüllte. Demnach bekämpfen die USA mit Cyberangriffen die Entwicklung nordkoreanischer Raketenpläne und versuchen, Kommandozentralen mit Viren zu infiltrieren. So versuchen sie, Kims Waffenprogramme zu behindern oder gar zu vereiteln. Dass die Zahl der misslungenen nordkoreanischen Raketenstarts stark angestiegen ist, führen Experten mindestens teilweise auf Sabotage durch Cyberattacken zurück.

Vorbild für diese Aktionen könnten die israelisch-amerikanischen Versuche sein, mit Viren das iranische Atomprogramm zu durchkreuzen. Die Effizienz der Cyberwaffe darf allerdings nicht überschätzt werden. So richtete der Computerwurm Stuxnet, der in die iranischen Atomanlagen eingeschleust wurde, nur einen sehr beschränkten Schaden an. Trotzdem sagt der ehemalige US-Verteidigungsminister William J. Perry: «Das Unterbrechen ihrer Tests wäre eine ziemlich effektive Methode, um ihr Langstreckenraketenprogramm zu beenden.»

Auch Nordkorea setzt auf die Cyberwaffe. Die einzelnen Bürger haben zwar nur sehr beschränkt Zugang zum Internet und zu Mobiltelefonen. Das Militär indessen hat seine Cybertechnologie massiv aufgerüstet. Dazu wurde die «Einheit 180» geschaffen, die mehrere tausend Soldaten und Offiziere umfasst. Sie seien mittlerweile in der Lage, «privaten oder staatlichen Netzwerken in den USA erheblichen Schaden zuzufügen», sagt Dmitri Alperovitch von der Sicherheitsfirma CrowdStrike.

Vor vier Jahren griffen Nordkoreas Cyberkrieger grosse südkoreanische Banken an, und vor zwei Jahren gaben die USA Nordkorea die Schuld am Hackerangriff auf Sony. Damit soll sich Kim für einen Film gerächt haben, der ihn angeblich in lächerlich-beleidigenden Posen zeigte.

3. Geheimaktionen

Eine weitere Alternative zu einem offenen Krieg sind verdeckte Operationen. Für US-amerikanische Spione ist Nordkorea allerdings ein «schwarzes Loch», schrieb letzte Woche das Politmagazin *Politico* und zitierte Douglas Paal, der früher im Nationalen Sicherheitsrat von US-Präsident George H.W. Bush gearbeitet hatte: «Wir tappeln immer noch im Dunkeln.»

Die Geheimdienste wissen nur wenig über Nordkorea, weil das Land hermetisch abgeriegelt ist. Sogar Südkorea hat grösste Mühe, in Nordkorea ein Agentennetz aufzubauen, so dass *human intelligence* kaum verfügbar ist. Weil das Land vom Internet und vom internationalen Kommunikationssystem weitgehend abgekoppelt ist, sind auch diese Quellen unergiebig. Satellitenaufnahmen sind zwar verfügbar, aber nur bedingt aussagekräftig. Unterirdische Anlagen und mobile Raketenrampen können nicht erfasst werden oder ergeben bloss ein unvollständiges Bild. Auch Leute, die geflüchtet sind, sind keine zuverlässigen Informanten. Entweder sind sie ungenau informiert, oder sie bluffen mit Insiderwissen, über das sie nicht verfügen, um im Asylland besser behandelt zu werden.

4. Enthauptungsschlag: Kim töten

Wo ein Herrscher alle Macht auf sich konzentriert, ist ein Enthauptungsschlag eine verlockende Option. Südkorea hat eine spezielle Eliteeinheit gegründet, die Nordkoreas Führer ausschalten soll. Auch ein Navy-Seal-Kommando wie jenes, das Terroristenführer Osama Bin Laden umgebracht hatte, könnte für eine gezielte Tötung Kims eingesetzt werden. Mit der Eliminierung des Diktators allein wäre das Regime allerdings noch nicht am Ende. Gleichzeitig müssten die oberste Führungselite und die wichtigsten Stützen des Regimes ausgeschaltet werden. Somit wächst die Tötungsliste – und damit sinken die Chancen für einen raschen Sturz des Regimes.

Das Aufgreifen Kims und seiner engsten Getreuen wäre zudem eine sehr riskante Aufgabe. Seine Leibwache hat die Grösse einer Brigade. Weil im Westen die Informationen über Nordkorea sehr spärlich sind, sei das Aufspüren seines Aufenthaltsortes praktisch unmöglich, sagt Nordkorea-Spezialist Bruce Bechtol. Kim habe private Tunnels anlegen lassen, in denen er entkommen könnte.

Ausserdem hat Kim bereits durch eine eigene «Enthauptungs-Serie» für sein möglichst langes Überleben vorgesorgt. So liess er ältere Würdenträger des Regimes mittels Kampfhunden, Granatwerfern und Flugzeugabwehrkanonen umbringen. Das «Vergehen» der Opfer war ebenso simpel wie für sie fatal: Sie hatten gute Beziehungen zu China. Mit dieser Brutalo-Kampagne eliminierte Kim – ähnlich wie Saddam Hussein bei seiner Machtübernahme im Irak – ältere Seilschaften an der Macht und



Amerika «zerstören»: Nordkoreas Diktator Kim Jong Un.



«Feuer und Zorn»: amerikanischer Präsident Donald Trump.

sicherte sich die absolute Loyalität seiner Gefolgschaft.

5. Invasion

Um Nordkoreas Atomarsenal vollständig zu neutralisieren, reichen Luftangriffe nicht aus. Und um das Regime zu stürzen, ist ein Entkopplungsschlag gegen Kim und seine Riege wenig aussichtsreich. Will man die atomare Gefahr des Kim-Regimes, das in seiner dritten Generation das Nuklearwaffenprogramm beschleunigt vorantreibt, nachhaltig bannen, ist eine Invasion unumgänglich.

Die USA haben solche Szenarien wiederholt durchgespielt. Ein Beispiel aus dem Jahr 2013 am US Army War College zeigt, mit welchen massiven Problemen sich die Invasoren herumschlagen müssten. Selbst wenn der Diktator einmal gestürzt ist, beendet dies die Mission nicht. Dann beginnt für US-Truppen ein Rennen gegen die Zeit. Sie müssen das atomare Arsenal so rasch wie möglich vollständig unter ihre Kontrolle bringen, damit es – in einem chaotischen Kriegszustand – nicht Dritten in die Hände fällt.

Transportflugzeuge der Marine vom Typ V-22 Osprey setzen Armeeeinheiten weit hinter den Feindeslinien ab. Doch wenn diesen der Nachschub fehlt, sehen sie sich bald von nordkoreanischen Truppen eingekreist, worauf sie sich unter Verlusten wieder zurückziehen müssen.

Allmählich schaffen US-Truppen den Sprung über die Grenze, aber da die Nuklearwaffen über das Land verteilt und teils in dichtbesiedelten Gebieten gebunkert sind, gestaltet sich

die Mission zunehmend schwierig. US-Flieger werfen Hilfspakete über den ländlichen Gebieten ab, um die Menschen aus den Städten zu locken. Es dauert 56 Tage und beansprucht ein Truppenaufgebot von 90 000 Soldaten, um Nordkoreas Nuklearwaffen vollumfänglich zu sichern. Bruce Bennett, leitender Verteidigungsanalyst bei Rand Corporation, einem Think-Tank, der das US-Militär unterstützt, geht gar von erforderlichen 200 000 Truppenangehörigen aus – mehr als im Irak und in Afghanistan auf dem Höhepunkt dieser Kriege zusammen.

Dass ein Regime nach dem Sturz des Diktators zusammenbricht, ist Wunschvorstellung,

Als besonders gefährlich gelten die nordkoreanischen Spezialkräfte.

wie Erfahrungen im Irak oder in Libyen gezeigt haben. Seitens der indoktrinierten Truppen Nordkoreas muss mit massiver Gegenwehr gerechnet werden. Nordkorea verfügt über die viertgrösste Armee der Welt. 1,2 Millionen Mann stehen im Aktivdienst (doppelt so viele wie in Südkoreas Armee), dazu kommt eine Reserve von rund 600 000 Mann. Als besonders gefährlich gelten die nordkoreanischen Spezialeinheiten, welche gemäss dem südkoreanischen Verteidigungsministerium rund 200 000 Mann umfassen. «Sie wären bereit, ihre Gegner wie Taliban oder irakische Widerstandskämpfer zu bekämpfen», ist Bennett überzeugt.

Kompliziert wird die Invasion durch ein Netzwerk von Höhlen und Bunkern. Und durch Massenvernichtungswaffen, welche in den gegenwärtigen Debatten kaum thematisiert werden: Nordkorea verfügt über grosse Mengen an Chemiewaffen wie Nervengas. Korea-Kenner zweifeln nicht daran, dass sie zum Einsatz kämen. «Nicht bloss, weil sie effektiv sind, sondern wegen der Panik, die sie beim Gegner auslösen», sagt Bechtol.

Gemäss Berechnungen des südkoreanischen Verteidigungsministeriums muss in den ersten 48 Stunden eines Krieges in und um Seoul mit 200 000 Toten gerechnet werden. Militärexperten gehen von einem mehrmonatigen Krieg aus, bis Nordkorea geschlagen und besetzt wäre. «Niemand zweifelt, dass die Amerikaner den Krieg schliesslich gewinnen würden, die Frage ist, zu welchem Preis», sagt Gordon Chang, Nordkorea-Spezialist und Buchautor («Nuclear Showdown: North Korea Takes On the World»). An die Wand gedrängt, den sicheren Tod vor Augen, könnte Kim in einer letzten, desaströsen Tat zu verbleibenden Atomwaffen greifen. «Dies ist der Moment, in dem die Gefahr am grössten ist, dass Nordkorea Nuklearwaffen einsetzt.»

Die Recherche basiert auf *Weltwoche*-Interviews mit folgenden Experten: Bruce Bechtol (Angelo-State-Universität), Gordon Chang (*Forbes Magazine*), Rafael Ofek (Bar-Ilan-Universität), Avner Golov (Universität Tel Aviv) sowie auf folgenden Quellen: Stratfor, *The Atlantic*, NBC News, NYT, Bloomberg, *USA Today*, *The Independent*, *Newsweek*, *Guardian*, *Politico*, Military Update.

Lehren aus dem Terror

Europäer, wollt ihr der Gefahr des radikalen Islams begegnen? Dann hört auf mit der Verherrlichung des Multikulturalismus. Ändert Eure Einwanderungspolitik. Überwacht Moscheen und islamische Schulen. Klärt die Bürger über islamistische Gefahren auf. Und integriert die sesshaften Muslime. *Von Isi Leibler*

Bis vor kurzem waren die meisten europäischen Regierungen nicht bereit, sich mit der Realität und der wahren Natur des islamischen Terrorismus auseinanderzusetzen. Nach jedem terroristischen Anschlag bezeichnete man den Islam beschwichtigend als «Religion des Friedens». Alle Religionen haben friedliche und aggressive Elemente, aber jeder Versuch, die dominierenden Strömungen des heutigen Islam als friedfertig hinzustellen, verkennt schlicht die Realität. Zwar sind die meisten Muslime, die im Westen leben, gesetzestreue Bürger, aber viele sympathisieren mit Terroristen und nur sehr wenige distanzieren sich von ihnen. Moderate Muslime brauchen Mut, denn sie werden von ihren eigenen Leuten nicht bloss geächtet, sondern häufig auch bedroht und gewaltsam angegriffen.

Schon seit vielen Jahren leben Muslime in Europa in separaten Quartieren, oft rechtsfreien Räumen, in denen Polizisten um ihr Leben fürchten müssen. Alle Integrationsbemühungen sind gescheitert. Nicht wenige einheimische muslimische Terroristen waren Secondos, die über eine gute Ausbildung verfügten, gute Jobs hatten und in ihren Moscheegemeinden radikalisiert wurden.

Busse für den Holocaust

Das Problem verschärfte sich, als die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel Millionen syrischer und nordafrikanischer Flüchtlinge praktisch uneingeschränkt ins Land liess – eine Entscheidung, die weithin als symbolische Geste der Busse für den Holocaust interpretiert wurde. Die Sache ging schief, denn die Flüchtlinge waren in ihrer Mehrheit radikaler, antidemokratischer und antisemitischer als die ansässige muslimische Bevölkerung. Und diejenigen, deren Asylantrag abgelehnt wurde, wurden in den allermeisten Fällen nicht abgeschoben. Viele notorische Terroristen konnten ungehindert operieren. So war beispielsweise Abdelbaki Es Satty, der Imam, der hinter den Anschlägen von Barcelona und Cambrils stand, zuvor wegen Terrorismus und Drogenhandel verurteilt worden. Ein Gericht hatte 2015 einen Ausweisungsbeschluss jedoch gekippt, so dass der Mann seinen terroristischen Aktivitäten ungehindert nachgehen konnte.

Viele Westeuropäer stellen nun mit Bestürzung fest, wie sehr sich durch die Terroranschläge, aber auch durch den Zustrom von Flüchtlingen ihre Lebensqualität verschlechtert hat. Regelmässig kommt es in Deutsch-



Feinde der Demokratie: Anschlag auf Berliner Weihnachtsmarkt, 19. Dezember 2016.

land, Frankreich, den Benelux-Ländern und in Grossbritannien zu Vergewaltigungen, Raubüberfällen und anderen Straftaten. Dass diese Delikte grösstenteils von «Flüchtlingen» verübt werden, wird meist unter den Teppich gekehrt, öffentliche Diskussionen über dieses Thema werden verhindert.

Wer die Verhältnisse in islamischen Ländern kritisiert, ob Unterdrückung der Frauen, Verfolgung von Homosexuellen, Steinigung von Ehebrechern, Ehrenmorde, Kinderehe oder weibliche Genitalverstümmelung, muss sich den Vorwurf der Islamophobie gefallen lassen. Gleiches gilt für diejenigen, die das Verhalten von Muslimen in Westeuropa kritisieren.

Die radikale Linke, die angeblich für Menschenrechte eintritt, sich paradoxerweise aber mit den Islamisten verbündet hat, schweigt zu dem barbarischen Vorgehen dieser Fanatiker. Die Muslime Europas sind inzwischen eine formidable Kraft und politisch einflussreich. Sie setzen ihre Repräsentanten unter Druck, für ihre Interessen einzutreten, und fordern nicht selten die Einführung der Scharia. Angesichts der grassierenden Epidemie des Terrorismus müssen die Europäer und der gesamte Westen endlich begreifen, dass sie mit einem aggressiven, militanten Islam konfrontiert sind.

Über kurz oder lang werden die Europäer erkennen, dass auch sie für ihre Werte kämpfen müssen. Der Terror, der Europa gegenwärtig heimsucht, ist faktisch eine Verlängerung des palästinensischen Terrorismus gegen Israel, der von den meisten Europäern verkannt und als «Widerstand» bezeichnet wird. Langsam begreifen die Europäer, dass ihre Lebensweise, ja ihre Existenz sehr viel stärker durch den militanten islamischen Fundamentalismus bedroht werden als durch andere Gefahrenherde. So sind etwa Russlands territoriale Ambitionen nicht zu vergleichen mit dem islamischen Extremismus, der die Weltherrschaft anstrebt und die gesamte Menschheit bedroht.

Wenn Europa dieser Gefahr begegnen will, müssen andere Wege beschritten werden.

Erstens muss die Bedrohung erkannt und der Feind identifiziert werden. Die Verherrlichung des Multikulturalismus zu Lasten von Sicherheit muss ebenso aufhören wie die Neigung der Europäer, wegen ihrer kolonialen Vergangenheit in Sack und Asche zu gehen. Der lächerliche Vorwurf der Islamophobie, den Muslime und Linke erheben, muss zurückgewiesen werden.

Zweitens braucht es eine neue Einwanderungspolitik, damit Muslime, die auch nur im Verdacht stehen, mit den radikalen Islamisten

zu sympathisieren, nicht mehr einreisen können. Das werden viele als Diskriminierung verurteilen, aber Vielfalt und Liberalismus müssen den Sicherheitsaspekten untergeordnet werden. Drittens müssen Moscheen und islamische Schulen streng überwacht werden. Jeder Imam oder Lehrer, der Extremismus predigt oder junge Muslime radikalisiert, sollte unverzüglich verhaftet und ausgewiesen oder eingesperrt werden. Vergessen wir nicht, dass viele Terroristen, die auf sogenannten Beobachtungslisten standen, trotzdem ihre Anschläge verüben konnten.

Schutz unschuldiger Zivilisten

Die islamischen Gettos sollten der Kontrolle radikaler Kräfte entzogen werden, selbst wenn das den Einsatz des Militärs verlangt. Demonstrationen von Extremisten oder Terrorsympathisanten müssen verboten werden, selbst wenn das eine Einschränkung der Grundrechte bedeutet. Die meisten Leute werden eine solche Massnahme begrüßen, sobald sie verstanden haben, worum es geht – nämlich um den Schutz unschuldiger Zivilisten.

Viertens sollte eine grossangelegte nationale Informationskampagne durchgeführt werden, damit alle Bürger über die Bedrohung aufgeklärt werden und verstehen, warum einige Grundrechte möglicherweise eingeschränkt werden müssen, damit der Gefahr wirkungsvoll begegnet werden kann und Menschenleben geschützt werden.

Fünftens müssen grösstmögliche Anstrengungen zur Integration der bestehenden muslimischen Gemeinschaften unternommen werden. Die Diskriminierung gesetzestreuer Muslime muss aufhören, moderate Stimmen sollten ermutigt und nachdrücklich gefördert werden.

Viele werden diese Vorschläge mit dem Argument zurückweisen, dass dies die Demokratie untergrabe und faschistische Tendenzen stärke. Sie sollten sich in Erinnerung rufen, dass wir einen globalen Krieg gegen mächtige religiöse Fanatiker führen, die einen Totenkult predigen und entschlossen sind, uns ihren Willen aufzuzwingen, und nicht davor zurückschrecken, ihre Ziele mit terroristischen Mitteln durchzusetzen. Es bestehen gewisse Parallelen zwischen der gegenwärtigen Situation und dem Untergang der Weimarer Republik und der Machtergreifung Hitlers. Die Weimarer Politiker hatten nicht erkannt, dass die Demokratie, wenn sie in Gefahr ist, ihre skrupellosen totalitären Feinde nicht mit Samthandschuhen anfassen kann.

Die Europäer müssen aus der Geschichte lernen und bereit sein, das christlich-jüdische Fundament der abendländischen Kultur mit aller Entschlossenheit zu verteidigen.

Isi Leibler, 83, ist in Antwerpen, Belgien, geboren, in Australien aufgewachsen, wohnt in Israel und publiziert regelmässig in israelischen Medien.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Migration

«Ein Diktat»

Gemäss Europäischem Gerichtshof ist die Umverteilung von Asylsuchenden rechtens. Ungarn und Polen stellen die EU-Justiz in Frage. Ungarns Justizminister erklärt seine Position.

Anhänger einer Zwangsumverteilung von Flüchtlingen in der EU feiern das Urteil des Europäischen Gerichtshofes (EuGH) vom 4. September, laut dem ein entsprechender Beschluss des Rates der EU-Innenminister im Herbst 2015 rechtens war. Die Minister hatten mit qualifizierter Mehrheit und gegen den Widerstand der mitteleuropäischen Mitglieder entschieden, dass 120 000 Flüchtlinge von Griechenland und Italien auf andere Länder umverteilt werden sollten. Die Slowakei und Ungarn hatten dagegen geklagt, unterlagen damit aber vor dem Gericht.

Nun stellen die Mitteleuropäer – nicht nur Ungarn und Slowaken – die EU-Justiz als Ganzes in Frage. Zuvor war die Rechtspraxis der europäischen Gerichte bereits von den Briten heftig kritisiert worden und galt als einer der Hauptgründe, die zum Brexit führten.

Ungarns Justizminister László Trócsányi bezeichnet das EuGH-Urteil auf Anfrage der *Weltwoche* als eine Gefahr für das «Gleichgewicht der europäischen Institutionen». «Meiner Auffassung nach hat das Urteil das Gefüge der europäischen Institutionen aus dem Gleichgewicht gebracht», sagt der Minister. «Die Befugnisse des Europäischen Rates und des Europäischen Parlamentes sind verletzt worden.» Dieser Vorgang ist für Trócsányi «sehr besorgniserregend für die Zukunft».

Mit seinen Äusserungen bezieht sich der ungarische Justizminister darauf, dass das EU-Parlament in dieser Angelegenheit nicht beteiligt worden war und dass – nach ungarischer Auffassung – Entscheidungen von grundsätzlicher Tragweite dem Rat der EU-Regierungschefs vorbehalten sind, wo einstimmig beschlossen werden muss. Im Rat der Innenminister genügt eine qualifizierte Mehrheit.

Wie ideologische Aktivisten

Weiter wirft Trócsányi der EU-Kommission vor, das Gleichbehandlungsprinzip zu missachten. Er ist der Ansicht, dass die Vertragsverletzungsverfahren gegen Polen, Tschechien und Ungarn wegen mangelnder Umsetzung des Quotenbeschlusses ihrerseits das Gleichberechtigungsprinzip zwischen den Mitgliedstaaten verletzen. Denn «die Mehrheit der Mitgliedstaaten hat ganz offensichtlich den Beschluss nicht umgesetzt», so Trócsányi. Ungarn habe seinen Widerstand nur deutlicher formuliert als andere, die lediglich pro forma einige wenige Flüchtlinge aus den ihnen zugedachten Kontingenten aufgenommen hätten.



Schwere Vorwürfe: Justizminister Trócsányi.

Ungarn werde das Urteil vorerst nicht umsetzen, stellte Trócsányi klar. Vielmehr werde man im Rahmen des laufenden Vertragsverletzungsverfahrens zur Flüchtlingsquote den Standpunkt vertreten, dass die Gültigkeit der

«Das Urteil hat das Gefüge der europäischen Institutionen aus dem Gleichgewicht gebracht.»

auf zwei Jahre begrenzten Quote am 26. September ablaufe. Das habe auch das Gericht in seinem Urteil festgehalten.

Auch der Minister für Humanressourcen, Zoltán Balog, attackierte den EuGH: Das Urteil zu den Flüchtlingsquoten sei «politisch motiviert». Ähnlich äusserte sich Aussenminister Péter Szijjártó. Ministerpräsident Viktor Orbán sagte, das Urteil sei «ein Diktat» und «verpflichtet Ungarn zu nichts». Er nehme es «zur Kenntnis», werde aber den bisherigen Kurs in der Flüchtlingspolitik beibehalten. Den EuGH beschuldigte Orbán, den Flüchtlingen für eine forcierte Einwanderung nach Europa «die Tore zu öffnen».

Obwohl Polen nicht gegen die Quotenregelung geklagt hatte, sprach auch die Regierung in Warschau von einem «politischen» Urteil. Aussenminister Witold Waszczykowski kündigte an, sein Land werde sich nicht an das Urteil halten.

Boris Kálmoky

Bau + Energie Messe

bau-energie.ch

Messe mit Kongress für Fachleute und Private 21. – 24. September 2017 BERNEXPO, Bern

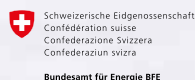
- Energieeffizientes Bauen und Modernisieren
- Erneuerbare Energien, Holzbau
- Solarthermie, Photovoltaik, Wärmepumpen, Speicher
- Gebäudetechnik, Lüftung, Wärmedämmung
- Digitales Planen und Bauen
- Think Earth! – Bauen mit Lehm
- Beraterstrasse der Kantone
- Passivhausstrasse
- Rund 30 Veranstaltungen

**30% Rabatt auf
Online-Ticket**

Gutschein Code: PME-GJTF
einlösbar unter
www.baumesse-bern.ch



Träger



Partner



Parallelmesse



Die Tote, die Leben rettet

Ein britisches Mädchen, das nach einem Zusammenbruch dreizehnjährig starb, hat acht Menschen vor dem Tod bewahrt.
Rolf Hürzeler



«Sie hätte es so gewollt»: Organspenderin Layzell.

Die dreizehnjährige Britin Jemima Layzell ist seit fünf Jahren tot. Am 12. März 2012 brach sie während der Vorbereitungen für die Geburtstagsfeier ihrer Mutter zusammen. Jemima erlitt ein zerebrales Aneurysma, eine in diesem Alter sehr seltene Erweiterung einer Hirnarterie, vier Tage später verstarb sie. Dennoch lebt sie weiter, zumindest in Teilen – als achtfache Organspenderin.

Nach ihrem Tod entnahmen die Ärzte Jemimas Körper nach und nach das Herz, den Dünndarm, beide Nieren sowie einzeln die beiden Lungenflügel, und die Leber teilten sie in zwei. Mit diesen lebenswichtigen Organen konnte die Medizin acht Menschen das Leben retten, davon fünf Kindern, ein Rekord in Grossbritannien. Die Gesundheitsbehörden des National Health Service machten den Fall jetzt publik, weil in Grossbritannien die Spenderlisten wie andernorts zu kurz sind.

Zögerlicher Vater

Die Eltern berichten, der Vater sei zuerst sehr zögerlich gewesen, die Einwilligung zu den Eingriffen in Jemimas toten Körper zu erteilen. Doch Mutter Sophy Layzell war überzeugt, dass das Organspenden eine gute Sache ist: «Wir wussten, dass Jemima das so gewollt hätte, weil wir kurze Zeit vorher nach zwei unerwarteten Todesfällen in der Familie darüber gesprochen

hatten», sagte sie der Tageszeitung *Daily Telegraph* und fügte an: «Alle Eltern möchten, dass ihr Kind einzigartig ist, deshalb sind wir jetzt etwas stolz.» Jemima verbrachte eine wohlgeordnete Kindheit in einer betuchten Familie in Südwestengland und besuchte eine teure Privatschule. Ihr Vater Harvey ist ein Manager in der Baubranche, die Mutter eine Lehrerin.

Politische Dimension

Neben allem *human touch* hat diese Geschichte eine politische Dimension. Seit den frühen Nachkriegsjahren verfügt Grossbritannien über einen horrend teuren staatlichen Gesundheitsdienst, den National Health Service (NHS), der eine kostenfreie Versorgung für alle Bürger des Landes garantieren sollte. Doch seit Jahren ist diese Institution masslos überfordert: unsäglich lange Wartezeiten für Patienten, notorische Unzuverlässigkeit bei den Leistungen und immer wieder

haarsträubende Fehler. Niemand, auch die Tories nicht, will die heilige Kuh NHS abschaffen, aber dessen Reorganisation gibt Jahr für Jahr zu homerischen Debatten Anlass. Mit dem Schicksal von Jemima fühlen

«Wir wussten, dass Jemima das so gewollt hätte.»

sich nun die Verteidiger des NHS in ihrer Haltung bestärkt, dass das britische Gesundheitswesen nach wie vor zu den besten der Welt gehört. Organspender retten oftmals mehr als ein Leben, in Grossbritannien im statistischen Durchschnitt 2,6.

Tatsächlich sind medizinische Leistungen wie im Fall der Organspenderin Jemima Layzell beeindruckend, auch wenn sie die Mängel des NHS nicht beseitigen.

Das letzte Wort in dieser traurig-schönen Geschichte soll das tote Mädchen haben. Sie wollte unbedingt Schriftstellerin werden und führte seit den frühen Schultagen ein Tagebuch, das der *Guardian* veröffentlichte. Neun Monate vor ihrem Tod schrieb sie darin: «Ich glaube fast, dass ich nicht lange genug zu leben habe, um eine Autorin zu werden, zu heiraten und ein Familienleben zu führen.»

Frankreich

Jupiters Faulpelze

König Macron beschimpft sein Volk. Genauso gefährlich ist der Dilettantismus der Regierung.



«Zyniker und Extremisten»: Macron.

Ausgerechnet bei Zeus, dem Göttervater der alten Griechen, schleuderte Europas neuer «Jupiter» Blitz und Donner auf sein Volk zu Hause. In Athen, mit der Akropolis im Rücken, plädierte Macron für eine europäische Renaissance und seine Reformen. Die Franzosen, die sich ihnen widersetzen sollten, beschimpfte er als «Faulpelze, Zyniker und Extremisten».

Bereitschaft zu Reformen grösser denn je

Natürlich tauchten bei der Demonstration gegen das neue Arbeitsrecht Spruchbänder der «Faulpelze» auf. Ein weiteres Defilee ist für den 23. September angekündigt. Doch der Widerstand hält sich genauso in Grenzen wie der Aufschrei gegen die Schelte des Präsidenten. Die Opposition ist weitgehend inexistent und zu hören bestenfalls Jean-Luc Mélenchon, der sich indes mehr für Venezuela zu engagieren scheint. Seine Bewegung «La France insoumise» und die – eh gespaltenen – Gewerkschaften marschieren getrennt. Ein Streik ist nicht in Sicht. Keiner glaubt an einen wirklich heissen Herbst. Oder gar an eine Revolution.

Frankreichs Bereitschaft zu Reformen ist grösser denn je. Auch wenn es um die Tabus 35-Stunden-Woche und Rentenalter gehen wird. Genauso gefährlich wie der Widerstand gegen die Reformen ist der Dilettantismus, mit der sie bisher in Angriff genommen wurden. Die staatliche Unterstützung für Mieter, von der in erster Linie die Vermieter profitieren, ist ein anerkanntes Ärgernis. Statt sie gründlich zu überdenken, entschloss man sich zu neuen Einstiegsschwellen und einer linearen Kürzung um fünf Euro. Angesichts der Proteste forderte Jupiter vor seiner Stippvisite bei Zeus die Eigentümer noch auf, die Mieten um fünf Euro zu senken.

Jürg Altwegg

«Ich verachte diese Leute»

Er galt als der Rasputin des Präsidenten: Chefstrategie Stephen Bannon. Nach seinem Rücktritt will er weiter für Donald Trump kämpfen, sagt er in seinem ersten Interview mit dem legendären Talkshowmaster Charlie Rose. Die *Weltwoche* druckt die spannendsten Auszüge ab.

Journalisten führen eher Interviews, als dass sie selbst welche geben. Für eine der bekanntesten Sendungen des amerikanischen Fernsehens machte Stephen Bannon, Ex-CEO des Onlineportals *Breitbart News*, eine Ausnahme. Er begann das Gespräch mit einer Attacke auf die Führung von Donald Trumps republikanischer Partei.

Das republikanische Establishment versucht, die Präsidentschaftswahl von 2016 zunichte zu machen. Dies ist eine brutale Tatsache, der wir begegnen müssen.

Das republikanische Establishment? Wer? Ich glaube, Mitch McConnell [Mehrheitsführer im Senat] und zu einem gewissen Grad Paul Ryan [Sprecher des Repräsentantenhauses]. Sie wollen nicht, dass Donald Trumps populistische, wirtschaftlich nationalistische Agenda realisiert wird. Es ist klar, dass sie dies versuchen, so klar, wie der Tag auf die Nacht folgt.

Geben Sie mir ein Beispiel.

In einem unserer ersten Meetings mit Mitch McConnell [...sagte er ungefähr: «Ich will nichts mehr von diesem «Austrocknen des Sumpfs»-Gerede hören. Ich kann keine gescheiterten Leute anstellen.» Er wollte, dass wir zurückkriechen.

Sie attackieren oft Leute, die Sie eigentlich brauchen, um Dinge durchzubringen.

Sie helfen einem nicht, wenn man sie nicht deutlich ermahnt. Sie werden zur Rechenschaft gezogen werden, wenn sie den Präsidenten der USA nicht unterstützen. Gegenwärtig gibt es keine Verantwortlichkeit. Sie unterstützen das Programm des Präsidenten nicht. Im Kapitol ist dies ein offenes Geheimnis. Die ganze Stadt weiss es.

Haben Sie den Sumpf in Washington ausgetrocknet?

Der Sumpf hat sich in fünfzig Jahren gebildet. Der Sumpf ist ein erfolgreiches Geschäftsmodell von Geldgebern, Consultants, Lobbyisten-Politikern. Er besteht aus der von beiden Parteien vertretenen Classe politique.

Das Interview fand statt am Tag nachdem die Trump-Administration bekanntgegeben hatte, dass sie das Daca-Programm beenden werde, das illegale Einwanderer schützt, die als Kinder in die USA gebracht wurden. Trump gab dem Kongress sechs Monate Zeit, um das Problem zu lösen. Bannon ist für die Aufhebung von Daca.

Kann ich Sie als guten Katholiken daran erinnern, dass der New Yorker Erzbischof, Kardinal Dolan, gegen die Aufhebung von Daca ist.

In dieser Beziehung ist die katholische Kirche schlimm gewesen. Die Bischöfe sind schlimm gewesen. Wissen Sie wieso? Weil sie nicht imstande sind, mit ihren Problemen in der Kirche fertig zu werden, brauchen sie illegale Einwanderer, um ihre Kirchen zu füllen. Dies ist offensichtlich. Die katholischen Bischöfe haben ein wirtschaftliches Interesse an einer unbegrenzten Einwanderung, an einer unbegrenzten illegalen Einwanderung.

Boy, dies über die eigene Kirche zu sagen, ist hart.

So sehr ich Kardinal Dolan und die Bischöfe in Fragen der Doktrin respektiere, hier geht es nicht um die Doktrin. Ich respektiere den Papst, und ich respektiere den Kardinal und die Bischöfe bezüglich der Doktrin völlig, aber hier geht es nicht um die Doktrin, sondern um die Souveränität der Nation.

Wie wollen Sie heute eingeschätzt werden? Sie haben ja in den Medien ein klares Image.

Ich bin ein Streetfighter. Ich glaube, deshalb vertragen Donald Trump und ich uns so gut. Donald Trump ist ein Kämpfer. Ich werde draussen die ganze Zeit sein Flügelmann sein, ihn beschützen.

Sie werden Donald Trump nicht angreifen?

Nein, unsere Aufgabe ist es, ihn zu unterstützen.

Und seine Feinde zu vernichten?

Seine Feinde müssen wissen, dass es keinen freien Schuss aufs Tor gibt. Übrigens habe ich dies nach der Charlottesville-Sache [Trump's Bemerkung, dass die Schuld für Ausschreitungen zwischen Nationalisten und Antifaschisten auf beiden Seiten liege] dem Stabschef des Weissen Hauses, General Kelly, gesagt. Ich war der Einzige, der sich hinausgelehnt und versucht hat, ihn [Trump] zu verteidigen: «Er redet über etwas, um die Sache auf ein höheres Niveau zu heben.» Wohin führt dies alles [die Demonstrationen zur Schleifung von Denkmälern]? Endet es damit, dass man das Washington Monument entfernt?

Ich sage Ihnen, was der Präsident nach Meinung vieler hätte sagen sollen. Von Anfang an hätte er Neonazis und weisse Suprematisten anprangern sollen. Er hätte dies tun sollen, weil dies Leute sind, gegen die die

Amerikaner im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben.

Was der Präsident sagen wollte, ist, dass sowohl Leute, die sich friedlich für die Erhaltung des [General-Robert-E.-Lee]-Denkmals einsetzen, und solche, die dagegen sind, normal handelten gemäss der Rede- und Versammlungsfreiheit. Wenn Donald Trump über Neonazis, Neosezessionisten und den [Ku-Klux-]Klan spricht – die, nebenbei gesagt, absolut schrecklich sind –, dann ist für die in der amerikanischen Politik kein Platz. Ich habe ein anderes Problem [...]: Wenn man auf der Seite eines Manns steht, steht man an seiner Seite. Ich war stolz darauf, an jenem Tag Präsident Trump gegen die Medien zu verteidigen.

Viele Leute glauben, dass Sie und der Präsident einige Werte, die Amerika gross gemacht haben, zu wenig anerkennen. Dass Sie die Diversität oder die Respektierung der Bürgerrechte zu wenig schätzen.

Ich bin in einem gemischtrassigen Viertel aufgewachsen, auf der Nordseite von Richmond [Virginia], das vorwiegend schwarz ist. Okay? Ich ging auf eine gemischtrassige Schule, eine katholische Schule. Ich habe im Militär gedient. Ich brauche keine Belehrungen von einem Haufen von Limousinen-Linken aus der Upper East Side von New York oder aus den Hamptons.

Zum Thema einer möglichen russischen Beeinflussung der Präsidentschaftswahlen spricht Bannon von einer «Farce» oder «Zeitverschwendung» und verweist auf die laufende Untersuchung.

Wieso hat der Präsident derart Mühe, Russland zu kritisieren?

Was bringt's, einen weiteren Streit zu suchen? Wir haben auf der Welt genug Probleme.

Also Russland nicht kritisieren, weil wir keinen weiteren Streit wollen ...

[...] Er kritisiert die Russen die ganze Zeit. Er weiss, dass die Russen keine guten Jungs sind. Wir sollten uns darauf konzentrieren, den Kalten Krieg zu beenden, weshalb wir nicht eine Billion Dollar ausgeben sollten, um unser Atomarsenal aufzustocken, was, glaube ich, Obamas Programm war. Will man dafür Geld ausgeben? Würde man die Billion nicht lieber in Cleveland, in Baltimore, in den Innenstädten des Landes ausgeben, wo sie gebraucht wird, im Herzland der Nation? Was



«Nicht zum Stabsmitarbeiter geeignet»: Stephen Bannon mit CBS-Legende Charlie Rose.

Trump meiner Meinung nach sagen will:
«Brauchen wir in einer Welt der Anarchie
noch einen weiteren Feind?»

Eure grösste Priorität scheint ein Wirtschaftskrieg mit China zu sein.

Seit dreissig Jahren bezeichnet Donald Trump China als das grösste Problem, das wir auf der Weltbühne haben. Die Elite unseres Landes hat uns in eine Lage gebracht, in der nicht wir im Wirtschaftskrieg mit China stehen, aber China im Wirtschaftskrieg mit uns.

Wollen Sie einen Handelskrieg mit China?

Ich will, dass China aufhört, sich unsere Technologie anzueignen. Durch erzwungenen Technologietransfer und auch durch den Diebstahl unserer Technologie. [...] Dadurch schneidet es uns das lebendige Herz der amerikanischen Innovation aus dem Leib.

Wie reagieren Sie auf Kritik an Präsident Trumps nationaler Sicherheitspolitik von Mitgliedern seiner eigenen Partei?

Was sagten die Mainstream-Medien während des Wahlkampfs ständig über Trump und die nationale Sicherheit? «Er ist ein Spinner. Er ist verrückt.» Das republikanische Establishment und alle die *Bush-guys* äusserten sich in Werbeanzeigen dem Sinne nach so: «Er ist verantwortungslos. Man sollte ihn nicht in die Nähe der Nuklearcodes lassen.»

Auch andere, wie der ehemalige Direktor für nationale Sicherheit, haben gesagt, ihm sei nicht zu trauen.

Wieder einmal ist das Narrativ auch hier völlig falsch. Es sind all die Genies der Bush-Administration, die uns dahin gebracht haben, wo wir sind. Es waren die Genies der Bush-Administration, die China in die Welt-handelsorganisation hineingelassen haben und uns sagten: «Hey, sie werden eine liberale Demokratie werden, den Kapitalismus des freien Markts übernehmen.» Okay? Dieselben Genies der Bush-Administration, die uns in den Irak führten. Ich verachte diese Leute, verachte sie total und komplett. Ich will das nicht hören. Ich will das nicht hören. Sie regen mich auf, wie nichts anderes. Und wissen Sie wieso? Es sind Idioten, und sie haben uns in diese Lage gebracht. Und sie ziehen einen guten Mann wie Donald Trump in Zweifel.

Von wem reden wir.

Ich will keine Namen nennen.

Nun, Sie müssen Namen nennen, wenn Sie mit einem groben Pinsel malen.

Die Condi Rices und die andern in George W. Bushs Nationalem Sicherheitsrat.

Brent Scowcroft, Colin Powell ...

Ja.

Dick Cheney?

Alle. Allesamt. Übrigens auch die Obama-Clique, die Clinton-Clique. Sie sind alle beinahe gleich. Drei Administrationen.

Präsident Trump machte Bannon zum Chef seines Wahlkampfteams. Die grösste Krise in der Kampagne war die Veröffentlichung eines Videos, in dem sich Trump auf obszöne Weise über seine Begegnungen mit Frauen äusserte. Im 60-Minuten-Interview wurde Bannon zur damaligen Krisensitzung Trumps mit seinen engsten Beratern befragt.

Trump [...] fragte die Leute, ob sie noch an seinen Sieg glaubten und was sie empfehlen würden. Reince [Priebus, damals Präsident der Republikanischen Partei] begann: «Sie haben zwei Möglichkeiten. Sie können aufgeben, oder Sie werden mit dem grössten Erdbeben in der amerikanischen Geschichte verlieren.» Trump mit seinem typischen Humor: «Dies ist eine grossartige Art, unser Gespräch zu beginnen.» Dann ging er die Runde durch. Und man konnte sehen, dass Politiker dazu neigen, von der Art, wie die Medien sie behandeln, überwältigt und schockiert zu sein. Nicht Trump. Ich war der Letzte, der sich äusserte, und ich sagte: «Hundert Prozent. Sie haben eine hundertprozentige Chance, zu gewinnen.»

Haben Sie das Vertrauen in Leute verloren, die Trump damals rieten, aufzugeben?

Für mich ist die Veröffentlichung des ominösen Gesprächs über Frauen ein Lackmusktest. [...] Ich erinnere mich an einen Satz aus dem Film «The Wild Bunch». Kurz vor dem



Trumps Woche

Trump 2.0

Trump schliesst einen Deal mit Chuck und Nancy. Mainstream-Medien reiben sich die Augen.

Präsident Trump und die führenden Demokraten Chuck Schumer (Senat) und Nancy Pelosi (Repräsentantenhaus) vereinbarten letzte Woche einen Deal, der eine befristete Anhebung der Schuldenobergrenze vorsieht, kombiniert mit Milliardenhilfen für die Opfer des Wirbelsturms «Harvey».

Im Senat wurde die Vereinbarung mit 80 zu 17 Stimmen angenommen, im Repräsentantenhaus mit 316 zu 90 Stimmen. Alle Neinstimmen kamen von Republikanern, denen dieser Deal viel zu unvorteilhaft erschien. Andere wiesen darauf hin, dass es der Parteiführung nicht gelungen sei, gesetzgeberische Projekte erfolgreich durchzubringen – obwohl die Grand Old Party (GOP) in beiden Häusern die Mehrheit hat.

Trumps Parteikollegen verschlug es die Sprache. Die Mainstream-Medien zeigten sich von Trumps parteiübergreifendem Deal nicht weniger überrascht. Einige sprachen von einem «neuen» Trump. In Wirklichkeit hat Trump aber schon lange seine Bereitschaft erklärt, mit den Demokraten zusammenzuarbeiten, vor allem in Sachen Schuldenobergrenze und mit Blick auf die bevorstehende schwierige Steuerreform. So beauftragte er beispielsweise im Sommer Finanzminister Steven Mnuchin, Gespräche mit Vertretern beider Parteien über eine Anhebung der Schuldenobergrenze zu führen. Und im März hatte Trump Mnuchin gebeten, bei moderaten Republikanern und Demokraten Unterstützung für die Steuerreform zu suchen.

Da im Senat nur 52 Republikaner sitzen, muss die GOP gemäss Geschäftsordnung mindestens acht Demokraten für sich gewinnen, um auf die notwendige Mehrheit von mindestens 60 Stimmen zu kommen.

Präsident Trump selbst äusserte sich am Tag nach dem Treffen im Oval Office sehr zufrieden: «Ich denke, wir werden eine andere Beziehung haben als die, die wir in den letzten Jahren erleben konnten [...] Ich denke, genau das wollen die Amerikaner sehen. Sie wollen Dialog sehen.»

gewaltigen Feuergefecht am Ende sagt William Holden: «Wenn du an der Seite eines Manns stehst, dann stehst du zu ihm.» Okay? Die Guten und die Bösen. Du kannst ihn nachher kritisieren, aber wenn du auf seiner Seite bist, bist du auf seiner Seite. Das Wochenende der Veröffentlichung des Videos hat mir dies bestätigt.

Boy, Sie haben sich an diesem Wochenende Namen gemerkt, nicht wahr?

Ich habe mein schwarzes Buch, und ich habe mir die Namen gemerkt. Sie werden es nicht glauben, aber wegen dieses Wochenendes wurde [Chris] Christie [Gouverneur von New Jersey] nicht für einen Kabinettsposten berücksichtigt. Ich habe ihm gesagt: «Der Flug geht um elf Uhr ab. Wenn Sie auf dem Flieger sind, sind Sie im Team.» Er hat den Flieger verpasst.

Aus Comedy-Sendungen wie «Saturday Night Live» haben Sie ein bestimmtes Image, Sie werden als eine Art Svengali [böser Geist, Rasputin] dargestellt.

Tatsächlich eher als *Grim Reaper* [Schnitter Tod]. Ich brauche die Zustimmung der Mainstream-Medien nicht. Es ist mir egal, was sie sagen. Sie können mich Antisemit nennen. Sie können mich Rassist nennen. [...] Man kann mich nennen, wie man will. Okay? So lange wir die Agenda für die Arbeiter und Arbeiterinnen in diesem Land vorwärtsbringen, bin ich glücklich.

Wenn Sie den Präsidenten verteidigen wollen, warum sind Sie nicht bei ihm? Und wieso hätte der Präsident der Vereinigten Staaten, dem Sie so laut Beifall klatschen, Sie gehen lassen, wenn er Sie nicht hätte loswerden wollen?

Es ist das genaue Gegenteil der Fall. Sehen Sie, ich bin nicht zum Stabsmitarbeiter geeignet.

Sie waren nicht einfach ein Stabsmitarbeiter, Ihr Titel war «Chefstrategie».

Ich war ein Stabsmitarbeiter, ein Bundesbeamter. Als solcher kann man gewisse Dinge nicht tun. Als Berater des Präsidenten und Regierungsbeamter kann ich nicht auf Leute losgehen, auf die wir losgehen müssen. Man kann es nicht.

Hat General Kelly Ihnen gesagt: «Sie müssen gehen»?

Überhaupt nicht. Ich bin am 7. August zu General Kelly gegangen und habe gesagt: «Mein Einjahrestag steht bevor. Ich werde meinen Rücktrittsbrief einreichen, und am 14. August, genau nach einem Jahr, bin ich hier weg.»

Aber zu diesem Zeitpunkt waren Sie im Weissen Haus bereits isoliert.

Das ist überhaupt nicht wahr. Ich hatte denselben Einfluss auf den Präsidenten wie am ersten Tag.

Ich habe bei unserem Gespräch den Eindruck erhalten, dass Sie Donald Trump für

eine historische Figur halten. Ich glaube nicht, dass Sie der Typ sind, der ihn nicht auch kritisiert.

Eine Kritik oder eine Beobachtung von mir ist die, dass der Präsident, als er hierherkam [nach Washington] – wenigstens zu Beginn seiner Amtszeit –, glaubte, es gehe um Persönlichkeiten, im Sinne von «Wenn ich diese Persönlichkeit verändern kann» oder «Wenn ich diesen Kerl auf meine Seite ziehen kann, dann kann ich es schaffen». Aber dies ist nicht die institutionelle Logik. Ich denke an das FBI und das Aussenministerium und wie die Aussenpolitik sich abspielt. Aber ich glaube, er [Trump] wird schliesslich besser begreifen, dass Washington eine Stadt der Institutionen und nicht bloss der Persönlichkeiten ist. Er lässt die Medien beiseite. Er übergeht sie.

Bedeutet dies, dass er mehr wie ein Präsident auftreten wird?

Wenn Sie dies sagen, würde ich einwenden, dass er schon jetzt sehr wie ein Präsident auftritt. Gut, er nutzt Twitter. Ich glaube, was er mit Twitter macht, ist ausserordentlich. Er geht über die Köpfe der Medien hinweg und redet direkt zum amerikanischen Volk.

Dies ist nicht die Frage. Die Frage ist, was er sagt.

Die Frage ist, was er sagt. Aber das halten die prüden Mainstream-Medien nicht für korrekt, nicht für richtig.

Für ihn ist es nicht eine Frage der Schicklichkeit, von Richtig oder Unrichtig, sondern ob es in seinem Interesse ist?

Ich glaube nicht, dass er die *Washington Post* und die *New York Times* und CBS News nötig hat. Und ich glaube nicht, dass er glaubt, dass die sich darum kümmern, was in seinem Interesse liegt. Okay? Er glaubt das nicht, und ich glaube das nicht, und Sie glauben das auch nicht. Okay? Er weiss, dass er mit Twitter direkt zum amerikanischen Volk spricht, das ihn gewählt hat. Und dass dies manchmal nicht den Gebräuchen und Traditionen entspricht, die die Gegenpartei für schicklich hält. Da haben Sie absolut recht. Aber Donald Trump wird nicht damit aufhören. Und übrigens, ich habe gewaltigen Respekt vor General Kelly. Er hat einen sehr straffen Prozess eingeführt. Aber auch er wird nicht imstande sein, dies [das Twittern] zu kontrollieren, weil Donald Trump Donald Trump ist. Donald Trump, der direkt zum amerikanischen Volk spricht. Und noch etwas: Dabei wird man einiges Gutes mitbekommen. Und gelegentlich etwas weniger Gutes. Okay? Aber damit muss man leben.

Klassisch und persönlich – Kreuzfahrten mit der MS Astor

Welt140917 d

Einmalige Angebote – sofort buchen lohnt sich – limitierte Verfügbarkeit!

Profitieren Sie vom Delphi-Spezialpreis bis 10.10.2017!



TransOcean
Kreuzfahrten

Ihr Schiff – MS Astor

Mit maximal 578 Gästen bietet Ihnen die erstklassige Astor vielfältige Möglichkeiten für persönliches Erleben in einer einzigartigen Atmosphäre. Baujahr 1987, 2010 komplette Modernisierung. 289 Kabinen, 278 Besatzungsmitglieder, 7 Passagier-Decks, 4 Restaurants, 2 Bars, 1 Aussenpool, Wellness-Bereich mit beheiztem Innenpool, Fitness-Center, Sauna, Massagen, Jogging-parcours, Bibliothek, Internet-Ecke, Boutique.

Bordsprache und alle Ausflüge in Deutsch!

Wunderwelten aus Feuer und Eis – Island und Grönland

24 Erlebnistage inkl. Flüge nach/von Hamburg schon ab **CHF 4'890.–**



Arktischer Sommer, eindrucksvolle Naturkulisse!

Grönland Discobay



MS Astor

Reisedatum: 21.06. – 14.07.2018

ab/bis Bremerhaven

Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 10.10.2017	Pauschalpreis ab 11.10.2017	Sie sparen
Kat. 3, 2-Bett innen	4'890.–	8'090.–	3'200.–
Kat. 4, 2-Bett aussen	6'490.–	11'990.–	5'500.–
Kat. 5, 2-Bett aussen	8'990.–	13'490.–	4'500.–
Kat. 8, Suite aussen	12'290.–	18'440.–	6'150.–

Kontraste zwischen Tradition und Moderne in England und Irland

9 Erlebnistage inkl. Flüge nach/von Hamburg schon ab **CHF 2'095.–**



Geringer Einzelkabinen-Aufpreis ab nur CHF 400.–

Malahide Castle, Dublin



MS Astor

Reisedatum: 14.07. – 22.07.2018

ab/bis Bremerhaven

Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 10.10.2017	Pauschalpreis ab 11.10.2017	Sie sparen
Kat. 3, 2-Bett innen	2'095.–	3'125.–	1'030.–
Kat. 4, 2-Bett aussen	2'595.–	4'470.–	1'875.–
Kat. 5, 2-Bett aussen	3'795.–	4'980.–	1'185.–
Kat. 7, Suite aussen	4'695.–	6'250.–	1'555.–
Kat. 8, Suite aussen	4'995.–	6'695.–	1'700.–

Landschaft und Lebensart in Cornwall, der Bretagne und Flandern

10 Erlebnistage inkl. Flüge nach/von Hamburg schon ab **CHF 2'195.–**



inkl. den Highlights Amsterdam & Cornwall

Amsterdam



MS Astor

Reisedatum: 22.07. – 31.07.2018

ab Bremerhaven/bis Kiel

Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 10.10.2017	Pauschalpreis ab 11.10.2017	Sie sparen
Kat. 3, 2-Bett innen	2'195.–	3'395.–	1'200.–
Kat. 4, 2-Bett aussen	2'795.–	4'915.–	2'120.–
Kat. 5, 2-Bett aussen	3'995.–	5'480.–	1'455.–
Kat. 7, Suite aussen	4'995.–	6'915.–	1'920.–
Kat. 8, Suite aussen	5'395.–	7'400.–	2'005.–

Im Preis inbegriffen: Kreuzfahrt in der gebuchten Kabinen-Kategorie, Vollpension, Hin-/Rückflug in Economy-Klasse, Transfer von Hamburg nach Bremerhaven/Kiel retour, Hafen- und Flughafentaxen.
Nicht inbegriffen: Annullations- und Rückreiseversicherung ab CHF 69.– p/P, Reservations-Gebühr CHF 20.– p/P, Ausflüge, Getränke, obligatorisches Trinkgeld von etwa 8.– bis 10.– Euro p/P und Tag.

Hinweis: Kabinen-Preise pro Person bei Doppelbelegung, je nach Verfügbarkeit. Flug-Preise Stand 08.09.2017, solange Verfügbarkeit. **Weitere Informationen unter www.delphitravel.ch**



Wo die Welt stillsteht: Burning-Man-Festival in der Black Rock Desert, Nevada.

Ikone der Woche

Burning Man

Von Ruedi Noser

Die Geschichte begann im Januar mit einer Einladung an Marian Goodell, CEO des «Burning Man»-Festivals, ans World Web Forum in Zürich. Goodell präsentierte am Forum, das von den Teilnehmern gerne als «the punk version of WEF Davos» bezeichnet wird, wie das Wüstenfestival die Silicon-Valley-Community beeinflusst und inspiriert. Die Einladung führte zu einigen Diskussionen: Warum bekommt die CEO des grössten und wohl verrücktesten Festivals der Welt eine prominente Plattform an einer Businesskonferenz? Und überhaupt: Was geschieht da irgendwo im Nirgendwo?

70 000 Menschen halten sich während einer Woche in einer durch und durch unwirklichen

Umgebung auf einem ausgetrockneten Salzsee in der Wüste Nevadas auf. Bei Temperaturen von bis zu vierzig Grad und Sandstürmen leben sie nach eigenen Regeln friedlich zusammen und lassen ihrer Kreativität freien Lauf. Jeder, der am Festival teilnimmt, schliesst sich einem Camp an, das einen Beitrag – sei es ein künstlerischer oder ein gesellschaftlicher – an die Community leistet. Doch wie funktioniert dieses Zusammenleben auf Zeit? Und was sind das für Leute, die sich auf dieses Abenteuer einlassen? Ich wollte es wissen und habe mich drei Tage lang darauf eingelassen. Mehr liess meine Agenda nicht zu.

Hilf, und du bekommst Hilfe

Von Reno, der glitzernden, lauten Casinostadt in Nevada, reisten wir 200 Kilometer ins Nichts. Inmitten dieser unwirtlichen und lebensfeindlichen Umgebung taucht langsam eine riesige, halbkreisförmige Zeltstadt auf: Willkommen in Black Rock City. Irrsinn!, für eine Woche wird lastwagenweise Material angeschleppt. Wasser, Strom, Benzin, Gesundheitsversorgung, Kom-

munikation und Entsorgung – eine ganze städtische Infrastruktur wird für eine Woche aus dem staubigen Wüstenboden gestampft. Und es gibt keinen Staat, der für die Bürger von Black Rock City sorgt; jeder Einzelne muss für sich selber Verantwortung tragen: «Radical self-reliance» nennt sich das im «Burner»-Slang. In der temporären Stadt gibt es nichts zu kaufen ausser Eis und Kaffee. Man lebt eine Woche lang ganz ohne Geld. Das bedeutet: Lade ein, und du wirst eingeladen. Hilf, und du bekommst Hilfe.

Als Schweizer ertappt man sich dabei, wie man sich sorgenvoll erkundigt nach Sicherheit, medizinischer Versorgung oder dem Umgang mit Alkohol und Drogen. Es gibt weder Polizei noch Security. 150 freiwillige Ranger sind sichtbar präsent und unterstützen uns bei Fragen oder kleineren Streitigkeiten im Camp. Es gibt einen 24-Stunden-Notfalldienst für Unfälle und Krankheiten. Der Umgang mit Alkohol und Drogen scheint zumindest sichtbar kein grösseres Problem zu sein. Warum funktioniert das? Ein Teil der Antwort mag in dieser lebensfeind-



lichen, fast surrealen Umgebung liegen: Man kann nur leben und überleben, indem man sich zu Gruppen zusammenschliesst und sich gegenseitig hilft. Ein anderer wichtiger Teil, der zum friedlichen Zusammenleben beiträgt, sind die Kunstwerke, die auf dem ganzen Festivalgelände aufgebaut sind. 20 000 Personen engagieren sich beim Bau und Betrieb der Installationen. Diese beiden Faktoren tragen meines Erachtens ganz entscheidend zu einem friedlichen und praktisch problemlosen Zusammenleben während der Woche bei.

Als Schweizer brauche ich eine gewisse Zeit, bis ich angekommen und bereit bin, mich auf das Festival einzulassen und einzutauchen. Erst beobachte ich das ganze Treiben ungläubig und skeptisch und frage mich, wo der Sinn der ganzen Sache liegt und was diese Menschen, die so unterschiedlich sind, wohl zusammenbringt. Dann, in der wohltuend kühlen Nacht, fahren wir hinaus und entdecken in der Dunkelheit der Wüste beeindruckende Kunstwerke: Es gibt Schrilles und Leises, Opulentes und Schlichtes,

technische Wunderwerke und einfache Materialien. Ich stehe da, staune, werde still.

Erst am zweiten Tag nehme ich die Menschen wahr. Alle sitzen zusammen, ohne Handy, ohne Selfies, ohne E-Mails. Die Welt steht still, bleibt draussen. Es zählt nur, wer da ist und diesen Moment miterlebt. Es hat Platz für ernsthafte und tiefsinnige Gespräche ebenso wie für Oberflächliches und für Witze. Man lernt sich kennen, schliesst Freundschaften. Einige kennen sich schon seit Jahren und sehen sich immer wieder am alljährlichen «Familientreffen». Im Staub und Dreck zählen weder Kleidung, Status noch Beruf, sondern nur die Person, der Charakter und die Natürlichkeit.

Nach drei intensiven Tagen treten wir die lange Reise zurück in die Zivilisation an. In Reno fällt mir auf, dass ich mit meiner staubigen Kleidung gar nicht unter Leute gehen kann. Wir brauchen Stunden, bis wir wieder gesellschaftsfähig aussehen und eine Airline uns überhaupt akzeptieren würde. Dann der lange Rückflug. Zu Hause komme ich in einer Welt an, die ich

eine Woche lang nicht gebraucht und nicht vermisst habe. Vierzig Anrufe in Abwesenheit, Hunderte E-Mails, die sich in der Mailbox wichtig machen, sich aber zur grossen Mehrheit inzwischen erledigt haben. Ich schaue die Dinge jetzt anders an als vorher. Vieles, was da ist, könnte man entbehren. Manches, was man besitzt, wäre nicht nötig, wenn man mehr teilen würde. Das «Burning Man»-Festival hat mein Leben nicht grundsätzlich verändert, doch ich schaue heute anders auf den Alltag, habe Distanz gewonnen. Eine Erfahrung, die ich gerne wiederholen möchte.



Ruedi Noser ist Unternehmer und Zürcher FDP-Ständerat.



Die Bibel

Geringer werden

Von Peter Ruch

Anlässlich einer Bergtour fiel mir erneut auf, dass der Abstieg so anspruchsvoll ist wie der Aufstieg. Das gilt genauso im übertragenen Sinn. Der Abstieg der eigenen Bedeutsamkeit, während andere Menschen an Macht und Einfluss zulegen, ist schwer erträglich. Johannes der Täufer hat diesen Vorgang schnörkellos formuliert: *Jener muss grösser werden, ich aber geringer* (Johannes 3,30). Und der Renaissance-Maler Matthias Grünewald hat den Satz auf dem Isenheim Altar illustriert, indem er den Täufer mit einem übergrossen Zeigefinger auf Jesus weisen liess. Das Geringerwerden dürfte auch Johannes nicht leichtgefallen sein. Er hatte das, was man Erfolg nennt. *Das ganze jüdische Land und alle Bewohner Jerusalems zogen zu ihm und liessen sich von ihm taufen im Jordan und bekannten ihre Sünden* (Markus 1,5). Dennoch schien er zu wissen, dass seine Bedeutung und sein Auftrag ihre Grenzen hatten. Indem er auf Jesus zeigt, zeigt er auf denjenigen, der von den Toten auferstehen wird. Einbussen plagten uns ja nicht zuletzt deshalb, weil sie ein wenig nach Tod riechen. Wer indessen nur entfernt damit rechnet, in einem Jenseits neue Wertschätzung zu bekommen, wird sich mit seinem Bedeutungsverlust leicht anfreunden.

Auf der erwähnten Bergtour waren schliesslich 2500 Meter abwärts zu bewältigen. Kein Spaziergang, und im Gedankenspiel wäre ich lieber oben geblieben. Oben bleiben – das wünschen sich auch erfolgreiche Kulturschaffende, Gelehrte, Unternehmer, Politiker. Eine Real-satire dazu bietet Angela Merkel. Im November zelebrierte sie vor den Kameras mit Barack Obama die totale Übereinstimmung. Kaum war Obama von Berlin abgereist, gab sie bekannt, dass ihre Amtszeit doppelt so lang wie seine werden müsse. Die Delegierten der CDU feierten dann Merkel mit elf Minuten stehendem Applaus. Die DDR liess grüssen. Hat das Volk der Dichter und Denker keine Alternative zur Verfügung? Wo Machthaber nicht geringer werden wollen, wird es die Demokratie. Ihr Niedergang beginnt in den Parteien.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Autoren

Schweizer «Downton Abbey»

Beinahe achtzig Jahre ist es her, dass Meinrad Inglin das grösste Epos der hiesigen Literatur veröffentlicht hat, den «Schweizerspiegel». Dafür ist der Autor durch die Hölle gegangen. Von Pia Reinacher

Sein Leben ist eine Aneinanderreihung von Katastrophen. Bis er sich dank der Literatur aus der Spirale des Unglücks befreien kann. Er habe nur die Wahl gehabt, zu schreiben und «im Geistigen weiterzuleben [...] oder zugrunde zu gehen, und zwar buchstäblich, im Laufe weniger Jahre», notierte Meinrad Inglin im Herbst 1944 in sein Tagebuch. Dass dies auf andere radikal und vielleicht sogar etwas übertrieben wirken musste, ist ihm freilich bewusst. Ein paar Monate später, am 1. Juli 1945, beginnt er mit der Niederschrift seines autobiografischen Romans «Werner Amberg. Die Geschichte seiner Jugend». Es ist der Schlüsselroman zu seinem Leben und aus heutiger Sicht eines seiner Hauptwerke. Werner Amberg, Akteur im Mittelpunkt, Alter Ego des Schriftstellers, ist buchstäblich eingeklemmt zwischen einem Entweder-oder: Es gibt für seinen Helden keine Alternative zum Untergang und zum Schreiben.

Kindheit und Jugend des 1893 in Schwyz als Sohn eines Uhrmachers, Goldschmieds und Jägers geborenen Meinrad Inglin sind düster. Als er dreizehn ist, verunglückt der Vater am Tödi tödlich. Der Garant von Heiterkeit und Lebensfreude, der allseits geachtete Handwerker mit seiner Werkstatt und seinem Bijouteriegeschäft mitten im Flecken Schwyz, ist plötzlich verschwunden. Die künstlerisch interessierte väterliche Instanz, die dem Kind den Blick auf eine Welt jenseits des Materiel-len öffnete, ist zusammengebrochen. Mit unheilvollen Folgen für den Heranwachsenden: «Mir lag wenig daran, weiterzuleben», schreibt der Erzähler in «Werner Amberg».

Sauce im Décolleté

Die Mutter ist mit dem widerspenstigen Kind oft überfordert. Verwandte und ein Vormund übernehmen die Erziehung und steuern den jungen Inglin in die falsche Richtung. Man schickt ihn in eine Uhrmacherlehre nach Luzern, damit er einmal das Geschäft des Vaters übernehmen könne. Das Experiment endet allerdings schon während der dreiwöchigen Probezeit. Der Versuch, im Kollegium in Schwyz die technische Abteilung zu besuchen, scheidet ebenso.

Jetzt versucht man es mit dem mütterlichen Erbe. Inglin stammt aus einer angesehenen Familie. Er ist ein Urenkel des Nationalrats Ambros Eberle, der über Morschach das Grandhotel «Axenstein» erbaute und dort so illustre Gäste wie Königin Viktoria beherbergte. Aber

auch dieses Abenteuer endet kläglich: Der junge Meinrad arbeitet als Kellner im Luzerner Hotel «Beau Rivage» und im «Grand Hôtel de Caux», wobei er einmal – neckisches Missgeschick – einer noblen Dame beim Servieren Sauce ins Décolleté verschüttet.

Das Erbe geht in Flammen auf

1911 ist der äusserste Punkt erreicht: Er erwägt, sich in Luzern vom Hoteldach zu stürzen. Immerhin zeugt sein späterer Roman «Grand Hotel Excelsior» (1928) davon, mit welchem Scharfblick er die Dekadenz der in diesen Häusern verkehrenden Aristokratie und des Geldadels beobachtete und wie differenziert sein soziales Bewusstsein entwickelt war – aber auch, welch ambivalente Bewunderung er der verfeinerten, hochkultivierten Gesellschaft mitten in der rauen Bergwelt entgegenbrachte. Ambitionen zum «Höheren» sind bei ihm

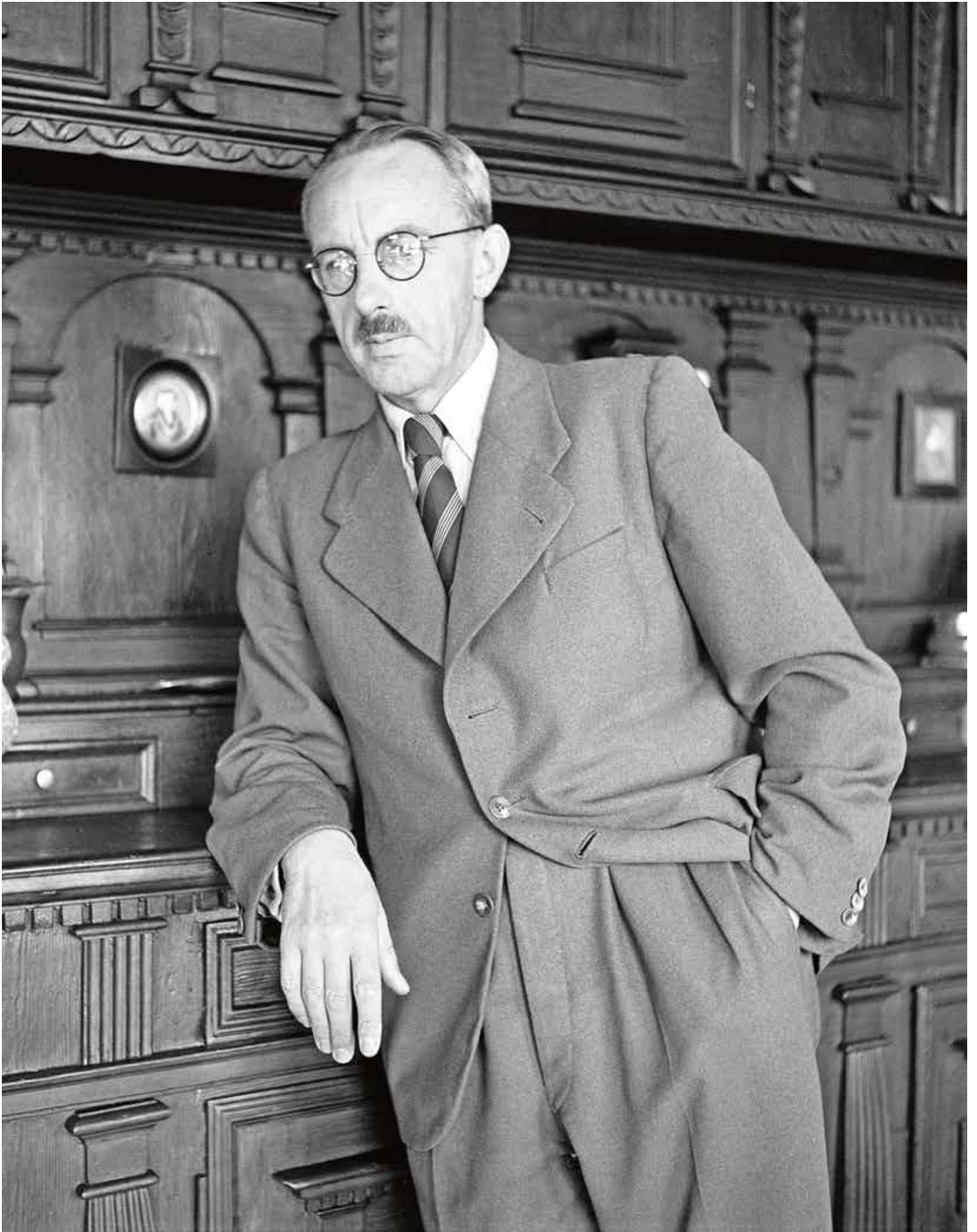
Inglin wäre nicht der urwüchsige Knabe aus den Bergen, wenn in ihm nicht eine heimliche Kraft loderte.

von Anfang an auszumachen – wobei die Crux war, dass er den Distinktionsgewinn nicht aus eigener Kraft realisieren konnte.

Andererseits entging ihm nicht die patriarchalisch strenge Gesellschaftsordnung, die das Arbeitsleben im Hotel beherrschte, mehr noch: Er kritisierte unnachgiebig, mit welcher Härte das Personal ausgenutzt wurde. Sein Hotelroman ist insofern auch heute noch ein Stück aufschlussreicher Zeit- und Kulturgeschichte über den Zusammenprall der Gesellschaftsschichten und das Bedienstetenleben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Eine andere Katastrophe erlebte er am 29. Dezember 1900: Das Hotel «Axenstein» brennt bis auf die Grundmauern nieder, sein erhabenes Erbe stürzt buchstäblich in sich zusammen. In «Grand Hotel Excelsior» schreibt Inglin, der als Knabe den Widerschein des Brandes von Schwyz aus beobachtete: «Die Jahrhundertwende blieb mir als düsteres Unheil eingepägt und tauchte immer wieder brandrot in mein Gedächtnis empor.» Der Brand ist als Fanal eine unheilvolle Vorahnung auf das kommende Jahrhundert – aber auch auf das eigene Leben mit seiner tiefen Schleifspur von Versagen, Beschädigung, Desaster und Schicksalsschlägen.

Später wird er noch einmal einen Anlauf nehmen, um die klassische Bildung nachzu-



«Man wandert und steigt und schwitzt»: Autor Inglin in seinem Haus in Schwyz, 1943.

holen: Er besucht erneut das Kollegium, diesmal aber die gymnasiale Abteilung. Aber auch da reichen die Leistungen nicht.

Meinrad Inglin wäre nicht der urwüchsige, zähe Knabe aus den Innerschweizer Bergen, wenn in ihm nicht eine heimliche Kraft loderte, die es ihm später erlauben sollte, alle Fesseln zu sprengen und ein «eigenrichtiges» Leben zu führen. Glück, das hat er früh begriffen, ist ein labiler Zustand – aber ebenso instinktiv ahnt er, dass er beim Schreiben seine Biografie zurechtbiegen und mit einer zweiten, fantasierten Identität dem Leben ein Stück selbstgeschaffenes Glück abringen kann.

Der autobiografische Roman «Werner Amberg» ist aus genau diesem Grund heute noch packend und lesenswert: weil er exemplarisch den prekären Selbstfindungsprozess eines Gestrauchelten, sich selbst Abhandengekommenen, durch Schicksal, aber auch aus eigener Schuld in die Bredouille Geratenen zeigt. Auf dem absoluten Tiefpunkt angekommen, erfindet er sich plötzlich neu. Kraftvoll sprengt er sich aus dem Untergangsszenario. Hier nimmt einer plötzlich das Lebensheft in die eigene Hand. Hier erfindet sich einer selbst. Hier rettet sich einer aus dem Debakel. Die Katharsis ist für Leser verführerisch und als psychologisches Dokument einer spontanen Selbstheilung aufschlussreich.

Raus aus dem verhassten System

In «Werner Amberg» ist der archimedische Punkt der Umkehr in einer fluoreszierenden Kippfigur versteckt. In Schwyz brannte das Kollegium Maria Hilf am 3. April 1910 in einem schrecklichen Feuersturm nieder. Inglin's literarischer Bericht darüber ist zugleich Zeitzeugnis und Ausdruck des wilden inneren Ge-

schehens. Die Feuerwehren aller Nachbardörfer bekämpften den Brand, die im Ostflügel wohnenden Professoren kommen mit dem Rest ihrer Habe aus allen Löchern, die Studenten fliehen aus den bereits brennenden Schlafsälen und wimmeln, in fremden Sprachen lärmend, auf dem Zugangsweg.

Der Brand sprang «wie ein hundertköpfiges Untier wütend auf, zischte mit Flammenzungen durch die Fensterlöcher und spie unzählbare Funken empor, [...] ein dichtes Glutgestöber, das der Sturm hoch durch den nächtlichen Himmel nach Osten trieb», heisst es. Was tut Werner Amberg in dieser dramatischen Situation? Bringt er Empathie auf gegenüber den von der Katastrophe Heimgesuchten? Das Gegenteil ist der Fall. «Die erhobenen Hände schüttelnd, das glühende Gesicht immer wieder dem grossartigen Funkensturm zugewandt, tanzte ich, feuertrunken, mit derselben Hingabe wie an jenem befreienden Fasnachtsabend den Narrentanz», kommentiert der Ich-Erzähler. Am nächsten Tag wird er die Brandstätte kontrollieren und befriedigt feststellen, dass das Kollegium nur noch eine Ruine ist.

So zynisch Werner Ambergs Kommentar des realen Geschehens klingt – für ihn wird der Brand dieser Stätte seines Schulversagens und der weithin sichtbare Zerfall aller gesicherten bürgerlichen Werte, an denen er zuvor kläglich scheiterte, zur Befreiung aus allen Zwängen. Es ist eine «Lösung zweiter Ordnung», wie der Kommunikationswissenschaftler Paul

Watzlawick es nennen würde. Der Brand erlaubt Werner Amberg eine radikale Zäsur. Er zwingt ihn geradezu, aus dem verhassten System auszubrechen, in dem der Dauerversager bisher verzweifelt um die eigene Achse drehte. Aus eigener Kraft hätte er dieses Schulsystem mit seinen Forderungen nicht verlassen können. Über den Umweg des Brandes kommt es

zu einer paradoxen, überraschenden, absurden Lösung: zum Ausbruch aus dem Teufelskreis, in den alle bisherigen Befreiungsversuche geführt hatten. Der Brand steht für Zerstörung und Untergang. Er entfesselt aber auch verborgene, nie gekannte Energien und Leidenschaften und ebnet das Terrain für einen nur ihm gehörigen Lebensentwurf.



Urgrossvater Ambros Eberle.

Denn Glück, das ist dem Knaben schon früh klar, kann er

nur im Schreiben finden. Im Roman «Werner Amberg» gibt es mindestens zwei Passagen, in denen diese innere Forderung thematisiert wird. «Mir wurde gewiss, dass ich schreiben müsse, um glücklich zu werden», heisst es, und dass er keinen anderen Wunsch habe, ungeachtet der Folgen, die das für sein Leben habe. Es sei nicht der Weg, den die Angehörigen von ihm erwarteten; kein bürgerlicher Beruf, der in ein solides Erwerbsleben führe. Fast dieselbe Trance, in die er beim Brand des Kollegiums fällt, überkommt ihn, als es ihm als jugendlicher gelingt, zwei Texte in Lokalblättern zu publizieren. Beide beschwören die Ambivalenz von Glück und Katastrophe. «Getäuschte Hoffnung. Szene aus einer Erdbebenkatastrophe» kann er 1909 in der *Schwyzener Zeitung* unterbringen; «Das Glück» publiziert der Siebzehnjährige im *Boten der Urschweiz*.

Selbstheilung aus der Tragödie

Für kurze Momente meint der Jugendliche seine schriftstellerische Identität gefunden zu haben. Auffällig ist schon jetzt, dass sein Schreibglück immer auf dem unsicheren Untergrund von Verhängnissen gedeiht. Die literarische Strategie der spontanen Selbstheilung aus der Tragödie wird er immer wieder effektiv umkreisen: 1947 zum Beispiel in der Titelnovelle der Sammlung «Die Lawine und andere Erzählungen», in der ein Soldat durch einen schicksalhaften Zufall dem Lawinentod entkommt und seine Liebe findet – wenn auch nicht, ohne dabei an einem anderen schuldig zu werden. Oder in der Erzählung «Die graue March» (1935). Fast am effektivsten aber in der Novelle «Die Furggel» (1943), in der ein Vater dem Sohn auf einer Wanderung lebensphilosophischen Anschauungsunterricht gibt und das eigene Verschwinden vorausnimmt: «Den Bergsteigern sind die Furggeln so bekannt wie die Gipfel. Man wandert und steigt und



Unheilvolle Vorahnung: Grandhotel «Axenstein», um 1910.

schwitzt, dann steht man belohnt auf der Passhöhe, man hat einen wichtigen Abschnitt hinter sich und schaut in eine neue Welt hinein. Das kommt auch im menschlichen Leben vor. Das Leben ist wie eine Wanderung, ein paarmal steht man auf so einer Furgel.»

Der grosse Roman zur Schweiz

Ein Stück überindividueller Geschichte spiegelt sich im monumentalen Roman «Der Schweizerspiegel» (1938) – einem Schlüsselroman zur Schweizer Geschichte. Er verrät Inglin politisch-gesellschaftlichen Ehrgeiz, wie sein Urgrossvater, Nationalrat Ambros Eberle, eine politische Steuerungs- und Deutungsposition zu erobern – wenn auch auf dem literarischen Feld. Der Roman entstand zwischen 1931 und 1938, als die Blitze der kommenden europäischen Katastrophe schon aufzuckten. Der Schriftsteller hatte die Stürme des Ersten Weltkriegs am eigenen Leib erlebt – und wollte die Schweiz vor den Folgen krasser innerer Polarisierung warnen.

Der auf zwei Schienen – einer chronikalisch erzählenden und einer fiktionalen – konzipierte Roman ist ein Appell zur innerhelvetischen Selbstbehauptung in extremer Krisensituation und bei äusserer Bedrohung. Dabei verklammert er Schweizer Geschichte und Familiengeschichte: jene der Dynastie des sechzigjährigen liberalen Nationalrats und Brigadekommandanten Ammann aus Zürich, Vertreter des herrschenden Freisinns, und seiner resoluten Frau Barbara sowie von deren vier Kindern Severin, Paul, Fred und Gertrud.

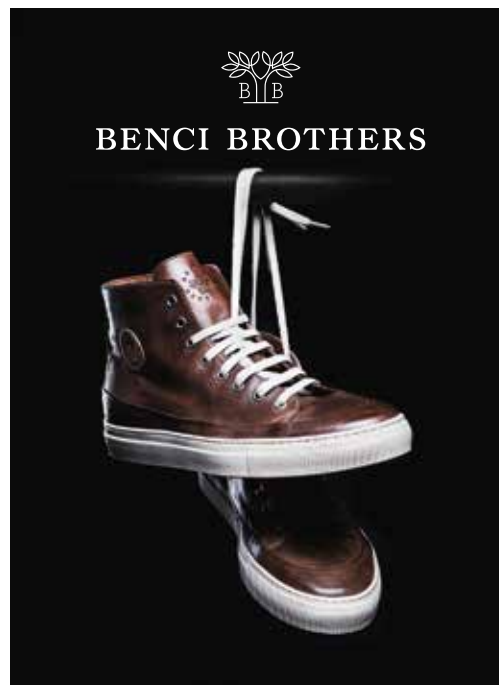
Alle Figuren werden zu didaktischen Rollenträgern, die exemplarisch die unterschiedlichen Interessen, politischen Neigungen, die verschiedenen Schichten und die Landesteile und deren Sprachen repräsentieren. Im Inneren der Familie brodeln es genauso wie in der Schweiz. Die Söhne in ihren Rollen von links bis ultrakonservativ rechts geraten aneinander – nicht nur der deutschfreundliche, opportunistische Severin und der intellektuelle Paul, der linke Interessen vertritt.

Welch unkonventioneller und emanzipierter Geist Meinrad Inglin schon damals war, verrät die Rolle der Tochter Gertrud. Sie ist mit dem aus Potsdam stammenden Instruktionsoffizier Hartmann verheiratet und leidet je länger, desto deutlicher an seiner emotionalen Kälte. Anstatt, wie Anfang des Jahrhunderts üblich, sich zu fügen, plant die musisch begabte Frau den Ausbruch aus der Ehe und treibt die Scheidung durch die Liebe zum Lyriker Albin voran – ein Frauenkonzept, das damals mit sämtlichen bürgerlichen Vorstellungen des weiblichen Ichs kollidierte.

Meinrad Inglin's imposantes, 900 Seiten umfassendes Familien- und Zeitdokument ist durch die allzu deutliche erzieherische, politisch-pädagogische Grundstruktur vielleicht etwas zu papieren geraten und für den heu-

tigen gehetzten Leser wohl eher schwierig zu rezipieren. Als Filmvorlage für eine Dokumentar- und Familienserie über die Schweiz im Ersten Weltkrieg würde es sich allerdings hervorragend eignen. Ganz im Stile der britischen Fernsehserie «Downton Abbey» – einer der weltweit am meisten konsumierten und am besten bewerteten Fernsehserien – bietet der Roman alle Ingredienzien, um anhand einer Familiengeschichte die helvetischen Umbrüche zu dokumentieren: saturiertes, machtbewusstes Bürgertum, zerfallende Werte, neue Frauenrechte, Auflösung der traditionellen Familien- und Herrschaftsstrukturen, die sprachregionalen Spannungen, die Mobilmachung der Armee und die krisenhafte Generalswahl, die Armut und den Hunger durch den Ausnahme- und Belagerungszustand, den Grenzdienst und die Neuordnung der Gesellschaft.

Meinrad Inglin und sein Werk gehören zum wichtigen literarischen Erbe der Schweiz – sei-



ne Bücher sprechen auch heute noch zu uns. Von einigen seiner Exegeten wurde versucht, den Schwyzer Schriftsteller, vor allem aber sein historisches Schlüsselwerk «Schweizerspiegel», auf Vorbilder wie Leo Tolstoi, Claude Simon, Erich Maria Remarque und andere berühmte Klassiker emporzustemmen. Solche Vergleiche sind selbstverständlich unverhältnismässig. Wäre es nicht viel produktiver und eine Herausforderung, den Lesern das Werk nicht in Zuschreibungen sowie weihevollen Neuauflagen zu präsentieren, sondern daran auch in gegenwärtigen Formen des visuellen Zeitalters zu erinnern? Es könnte ein grosser Erfolg werden.

Meinrad Inglin: Schweizerspigel.
Limmat, 904 S., Fr. 49.–
Die gesammelten Werke von Meinrad Inglin sind ebenfalls bei Limmat erschienen.

Jazz

Hard Bop aus erster Hand

Von Peter Rüedi

Ist der Hard Bop der Dixieland unserer Tage? Die Degenerationserscheinung einer einst vitalen schwarzen Musik? In Wahrheit war es schon zu Zeiten des «New Orleans Revival» in den späten vierziger Jahren nicht ganz einfach, zwischen beidem zu unterscheiden, dem Rückbezug auf die Urgründe des alten Jazz durch dessen etwas in die Jahre gekommenen authentischen Erfinder und der vornehmlich von weissen Kopisten gekaperten Unterhaltungsmusik «Dixieland» – nicht zuletzt deshalb, weil alter Jazz immer auch Unterhaltungsmusik war. Unter anderem.

Nicht einmal die Unterscheidung Schwarz-Weiss war eine brauchbare Optik. Zweifellos waren die eher zickigen Bands pausbäckig rotgesichtiger Herren mit aufgesetzten Melonen («The Firehouse Five Plus Two» u.a.) nicht nur für Fundamentalisten jenseits von Gut und Böse. Aber schon bei den Gruppen von Eddie Condon versagte der Dualismus. Die Kritik am Hardbop, der Musik von Art Blakey, Horace Silver und anderen Stars des Labels Blue Note war fast so alt wie die Musik selbst. Leroy Jones, der spätere Amiri Baraka, ein eminenter Schreiber und schwarzer Aktivist, geisselte sie als Anbiederung an den Geschmack weisser College-Kids, vorgeführt von «Negern in italienischen Anzügen».

Ein Kurzschluss. Zweifellos waren die Erfindungen von Blakey (resp. Benny Golson oder Bobby Timmons) und Silver eingängiger als die quecksilbrig explosiven Eskapaden des Bebop. Aber sie gründeten allesamt tief im Blues, und das macht bis heute ihre Attraktivität aus. Horace Silver (1928–2014) sind die vielleicht grössten Hits des Hard Bop zu verdanken. Jetzt widmet diesen Silvers ehemaliger Drummer Louis Hayes (inzwischen auch achtzig) ein ganzes Album, mit einem jungen Quintett (Abraham Burton, ts, David Bryant, p, Josh Evans, tp, Dezron Douglas, b, plus dem Vibrafonisten Steve Nelson, der die Differenz zum originalen Silver-Sound ausmacht). Worauf es ankommt: Hayes, einer der kreativsten Swinger der Jazz-Moderne (Cannonball Adderley, Oscar Peterson, u.v.a.) steht für Authentizität. Hard Bop aus erster Hand.



Louis Hayes:
Serenade for Horace. Blue Note
0060025576171825

Wo ist die Königin?

Unter den besten hundert Schachspielern der Welt figuriert eine einzige Frau. Ein Mysterium. Schriftsteller und Schach-Crack *Thomas Glavinic* geht ihm auf den Grund.

Die über Jahrzehnte hinweg stärkste Schachspielerin der Welt, das ungarische Wunderkind Judit Polgár, lag im Januar 1994 in der Weltrangliste auf Platz 25. Sie war siebzehn Jahre alt, und so mancher Beobachter, aber auch der eine oder andere Grossmeisterkollege räumten ihr Chancen ein, eines Tages in den Kampf um den Weltmeistertitel einzugreifen.

In den Kampf um den Weltmeistertitel der Männer wohl-gemerkt oder den der «Offenen Klasse», wie das herkömmliche Turnierschach genannt wird, an dem jeder teilnehmen darf, Kinder und Senioren, Männer und Frauen, Dicke und Dünne, blutige Anfänger und grosse Meister, Linke und Rechte, Manager und Hilfsarbeiter. «Gens una sumus» lautete schon 1994 das Motto des Weltschachbunds Fide.

Der Mensch strebt nach Anerkennung, solange er lebt, deswegen gibt es Hofratstitel, Orden und Literaturpreise, und weil es immer nur einen Weltmeister geben kann, werden in fast allen Sportarten Turniere

ausgerichtet, die nur für Spieler offen sind, die bestimmte Kriterien erfüllen – oder es werden im Rahmen grösserer Turniere Sonderpreise verteilt. Im Schach locken längst Kategorienpreise Spieler aller Klassen zu den Turnieren: 300 Euro für den besten Senior, 300 für den besten Jugendspieler unter achtzehn Jahren, 200 für den besten Jugendlichen unter sechzehn, 150 für den unter vierzehn, hundert für den unter zwölf.

Im Schach wird die Stärke eines Spielers mit einer Wertungszahl bemessen, der sogenannten Elo-Zahl. Die besten Spieler der Welt haben um die 2800 Elo-Punkte, ein starker Vereinsspieler liegt bei 2000, ein passabler Hobbyspieler hat um die 1600. Bei den meisten Turnieren gibt es Preise für die jeweils Bestplatzierten in den verschiedenen Spielstärkekategorien zu gewinnen.

Ja, und natürlich gibt es auch ein Preisgeld für die beste Frau. Das ist insofern interessant, als alle anderen Kategorien helfen sol-



Damentausch: Faye Dunaway im Film «The Thomas Crown Affair», 1968.

len, einen Anreiz für die von Natur aus schwächeren unter den Teilnehmern zu schaffen: Ein Senior ist mit seinen 65, 70, ja vielleicht 80 Jahren den Spielern im besten Mannesalter in Sachen Konzentration, Ausdauer, Rechenkraft unterlegen, und solcherart Gehandicappte sollen auch die Aussicht auf ein Erfolgserlebnis haben. Bei der Jugend liegt die Sache nicht anders, der Dreizehnjährige kann noch nicht so viel gelernt haben wie der Fünfzehnjährige, dem Spieler in der U 16 fehlt die Erfahrung des Siebzehnjährigen, und einem jungen Mann von neunzehn Jahren kann man ja noch ein Erfolgserlebnis mitgeben, ehe ihn keine Quote mehr zu schützen vermag.

Schach braucht mehr Sex

Und wozu gibt es die Kategorienpreise? Sie sollen ein Ansporn sein. Eine höhere Sprosse auf der Erfolgsleiter zu erklimmen, bedeutet, noch weitere bewältigen zu können. Wer bes-

ser ist als alle 1400er, der kann auch besser werden als alle 1600er.

Aber wie ist das mit den Frauen? Ein physiologisches Handicap von Frauen, das Kategorienpreise für sie rechtfertigen würde, hat mir noch kein Veranstalter nennen können. Und wenn man sie mit den Preisen anspornen will, besser zu werden – besser als wer? Doch nur besser als – andere Frauen?

Nur etwa 3 bis 5 Prozent der organisierten Schachspieler sind Frauen. Warum das so ist, darüber scheinen sich die Verantwortlichen noch nie den Kopf zerbrochen zu haben, stattdessen wurden, um diesen Makel auszumerzen, Werbekampagnen entwickelt und «Anreize» geschaffen, als ginge es um einen Mutter-Kind-Pass, der alle vorgeschriebenen Untersuchungen eines Babys dokumentiert und der Mutter den Bezug der Kinderbeihilfe ermöglicht.

Säle voller schweigender Männer, von denen zumindest einige eher unmodern gekleidet sind, einige vielleicht gar wunderbarlich

wirken, sind eben nicht die Bilder, die Sponsoren anlocken. Schach braucht mehr Sex. Aber wieso wollen die Frauen diesen Sex nicht liefern? Danach wird nicht gefragt, es wird weitergefördert.

Vielleicht will die Fide, wie der Weltschachverband heisst, aber einfach nur die ganze Familie beisammenhalten. Jung neben Alt, Anfänger gegen Vereinsmeister, Patzer neben Grossmeister, Frau neben Mann, Schwarz gegen Weiss. Immerhin: Turniere nur für Weisse oder nur für Schwarze werden noch nicht ausgerichtet. Sehr wohl jedoch Turniere nur für Nicht-Juden. Der Ausrichter der Schacholympiade 1986, Dubai, weigerte sich, die israelische Mannschaft teilnehmen zu lassen, und als Libyens Muammar al-Gaddafi den israelischen Spielern 2004 die Teilnahme an der Schachweltmeisterschaft in Tripolis verbot, wurde seinem Land nicht etwa die Organisation des Turniers auf der Stelle entzogen, sondern die Fide und ihr von seinem problematischen Geisteszustand dauergepei-

nigter Präsident Iljumschinow erfanden für diese antisemitischen Widerwärtigkeiten sogar noch offizielle Rechtfertigungen.

Im Schach kann es Rassismus geben, im Schach kann es Antisemitismus geben, und dass es im Schach Sexismus gibt, weil Frauenquoten per se etwas zutiefst Sexistisches sind, davon könnte gerade Judit Polgár viel erzählen. Sie war 1994 die einzige Frau unter den Top 100 der Weltrangliste, der Weltmeistertitel der Frauen interessierte sie ungefähr so sehr wie Roger Federer der Titel der Zürcher Tennis-Stadtmeisterschaft, und die Teilnahme an reinen Frauenturnieren war für sie ohne jeglichen sportlichen Wert.

Die Frage, ob Schach überhaupt einen sportlichen Wert haben kann, war Anfang der neunziger Jahre aktuell. Schach wollte olympisch werden – was so viel hiess wie: Die Schachfunktionäre wollten an die üppig gefüllten Töpfe der Sportförderung.

Der Masse der Schachspieler gefiel der Gedanke, er schmeichelte unserer Eitelkeit. Und so wenige sind wir ja nicht: Die Zahl der Schachspieler weltweit wird auf über 600 Millionen geschätzt, wobei wir allerdings annehmen dürfen, dass hier auch jene Spieler hinzugezählt werden, die nicht viel mehr als die Grundregeln kennen. Zum Vergleich: 2006 gab es weltweit 264 Millionen Fussballspieler. Aber da könnten auch, hm, Spieler wie ich eingerechnet sein.

Wunderliche Gazette

«Damentausch» hiess die im Jahr 1994 monatlich erschienene «Zeitschrift für Kunst, Kultur und Schachsport», die einst ein liebenswürdig ambitionsloser Flugzettel mit aktueller Berichterstattung für die Mitglieder unseres Schachvereins gewesen war, ehe ihr Herausgeber von einer Gruppe grossspuriger Studenten sanft beiseitegeschoben wurde, um Platz für etwas Neues, Zeitgemässeres zu machen.

Wie in solchen Fällen üblich, wird der grösste Wichtigtuer Chefredaktor, und der kunstaffinste der jungen Löwen, in solchen und ähnlichen Gruppen immer die ärgste Knalltüte und die schlimmste Nervensäge, übernimmt das Layout. Unglücklicherweise interessierte sich nur der Chefredaktor für Kunst. Also zögerte er als Pragmatiker nicht und stellte sich auch für die Position des Layouters zur Verfügung. Er fotografierte Blumentöpfe, illustrierte mit miserablen Schwarzweisskopien dieser Bilder ganze Seiten und schrieb «Joseph Beuys, 1967» darunter. Da war aller Widerstand gebrochen.

Der Chefredaktor war gegen den Namen für die neue Zeitschrift, aber in diesem Punkt konnte er sich nicht durchsetzen. Die Stich-

wahl zwischen «Seitensprung», «Selbstmatt», «Zugzwang» und «Damentausch» endete mit einem unangefochtenen Sieg des vierten Vorschlags. Beim Verkünden des Wahlergebnisses wurde dem Chefredaktor bewusst, dass unter den 25 applaudierenden Vereinsmitgliedern vor ihm keine einzige Frau war.

Eine anderntags oberflächlich durchgeführte Analyse förderte zutage, dass der ganze Schachverein, immerhin 200 Leute, kein einziges weibliches Mitglied hatte.

Aus dem braven ländlichen Informationsblatt für Vereinsabende wurde binnen weniger Wochen eine wunderliche Gazette, deren Redaktoren sich in Anlaufstellen für Personen unterschiedlichsten Zuschnitts verwandelten, die zu gern Gastredaktoren geworden wären, obwohl sie zum überwiegenden Teil mehr Erfahrung mit dem Strafvollzug, mit psychiatrischen Einrichtungen, Trinkerheilstätten und

Die Hälfte der weltbesten Schachspieler ist zu allen Zeiten vaterlos aufgewachsen.

Gerichtsvollziehern hatten als mit Schach, Journalismus oder Marketing. Den Chefredaktor, wie so viele Schachspieler an psychischer, perceptiver und emotionaler Deprivation leidend, störte das nicht besonders, er bedauerte bloss, dass niemals eine Frau aktives Interesse an der Mitarbeit bei seiner «Zeitschrift für Kunst, Kultur und Schachsport» zeigte.

Warum eigentlich nicht?

Erstens: Kunst und Kultur als etwas einander so speziell Nahes zu verstehen, dass man sie zu Begriffszwillingen macht, haben sich Malerei und Literatur auf der einen Seite ebenso wie die Esskultur und die Wohnkultur auf der anderen Seite nicht verdient.

Zweitens: Es ist ein interessantes Phänomen, dass mehr als 50 Prozent der weltbesten Schachspieler zu allen Zeiten vaterlos aufgewachsen sind. Schach lernen

Jungs von ihren Vätern, ehe die gehen, oder sie lernen es von ihren Grossvätern, nachdem die Väter gegangen sind. Wenn die Väter gehen, tun Mädchen allerhand, aber so verrückt, ihre Energie auf ein abstraktes Spiel ohne greifbaren Zweck zu lenken, sind sie nicht.

Drittens: Das grösste Problem der Zeitschrift und ein Hauptgrund für das fehlende Interesse von Frauen an dem Magazin war im Übrigen der kunstaffine Chefredaktor, nämlich ich. Die Zeitung war bald Geschichte, doch auf den Titel wurden wir noch lange



Platz 100: Hou Yifan.

angesprochen. Er sei sexistisch, hörten wir manchmal. Dass ein Manöver im Schach, bei dem man die stärkste eigene Figur, die Dame, schlagen lässt, um seinerseits die Dame des Gegners zu eliminieren, seit je ganz harmlos Damentausch genannt wird, wollte uns nicht jeder Nicht-Schachspieler glauben. Und die, die es glaubten, stampften mit dem Fuss auf und sagten:

«Und doch ist er sexistisch!»

Bobby Fischers Behauptung

Frauen und das Schachspiel – das passte jahrhundertlang nicht zusammen. Aus Sicht der spielenden Männer jedenfalls, die Frauen wurden ja nicht gefragt. Der Gott des Schachs ist zwar eine Göttin, die den Namen Caissa trägt, aber von dieser Überirdischen abgesehen gab und gibt es im Schach keine Frauen an der Weltspitze – auch Judit Polgár hat es nicht geschafft. In der Liste der aktiven Schachspielerinnen ist sie gar nicht mehr vertreten. Ihre Nachfolgerin, Yifan Hou, liegt derzeit in der Weltrangliste auf Platz 100.

Ex-Weltmeister Bobby Fischer, der Allergrösste, behauptete einst, er könne jeder Schachspielerin der Welt eine Figur vorgeben und würde dennoch gewinnen. Aber das war 1972. Einer Hou Yifan und einer Judit Polgár kann kein Erdling mehr eine Figur vorgeben, ohne unterzugehen.

Aber warum sind es nur diese beiden Frauen, die mit den Männern mithalten können?

Die Antwort ist einfach.

Wer ein Supergrossmeister werden will, arbeitet schon im Alter von zehn Jahren viele Stunden täglich an seinem Schach, lernt Eröffnungstheorie, studiert Strategie, schult seine Kombinatorik, spielt Tausende Partien, obwohl er weiss, dass er einer von Zehntausenden ist und nur einige wenige davon mit zwanzig langsam in die Nähe der Weltspitze kommen werden.

Man möchte gar nicht glauben, wie viele Männer bereit zur totalen Fokussierung sind. Bereit, täglich acht bis zehn Stunden ihrer Lebenszeit dieser Knochenarbeit zu widmen. Bereit, ihr Leben auf ein Spiel zu setzen.

Ich habe den Verdacht, Frauen sind dafür zu intelligent.



Thomas Glavinic, 45, zählt zu den erfolgreichsten Schriftstellern Österreichs. Er spielte im Alter von fünf Jahren seine erste Schachpartie und erreichte als Fünfzehnjähriger Rang zwei der österreichischen Schachrangliste. In seinem ersten Roman, «Carl Haffners Liebe zum Unentschieden» (1998),

beschreibt er den Kampf um eine fiktive Schachweltmeisterschaft. Schach spielt auch in seinem neusten Werk, «Der Jonas-Komplex», eine prominente Rolle. Der Roman wird von Kritikern als «gewaltiges Werk», «teuflich unterhaltsam» und «hinreissend komisch» gelobt.

Die böse Seite der Aufklärung

Der deutsche Philosoph und Historiker Philipp Blom geht an die Wurzel des Übels unserer Zivilisation. Er fragt sich, wieso wir heute in den «Ruinen der aufgeklärten Utopie» leben.

Von René Zeyer

In den Jahren vor der Französischen Revolution von 1789 trafen sich in Pariser Salons Denker und Wissenschaftler. Sie begeisterten sich an der Idee, dass der Mensch doch kraft seines Verstandes den «Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit» finden kann, wie das Immanuel Kant auf den Punkt brachte. Keine Tabus mehr, keine religiösen oder absolutistischen Setzungen mehr. Stattdessen «Problematismus und Befragung der Aktualität», wie das Michel Foucault nennen wird.

Kein «Das ist so» und Gottes Wille als Letztbegründung mehr. Kein «Das darfst du nicht denken oder sagen» und keine irdischen oder überirdischen Gesetze sowie Sanktionen als Letztbegründung mehr. Stattdessen: «Warum ist das so?» Eher leicht hatten es die Naturwissenschaften. Zu Recht durfte bezweifelt werden, dass die Erde eine Scheibe ist und ein Blitzschlag die Manifestation eines zürnenden Gottes. Ernte und Handel waren nicht mehr länger unerkannt wirkenden Kräften unterworfen, sondern wurden als beeinflussbar erkannt. Nichts war mehr unbestreitbar richtig, weil es existierte. Sondern falsch, wenn es durch Tauglicheres, Nützlicheres ersetzt werden konnte. Und vor allem: Nicht Gott oder Kaiser walteten und lenkten, sondern der Mensch dank seinem Verstand.

Auf ein viel gefährlicheres Gebiet begaben sich die Philosophen, die nicht nur zwischen Richtig oder Falsch, sondern auch zwischen Gut und Böse auf der Suche nach dem richtigen Leben und seinem Sinn unterscheiden wollten. Ein Brennpunkt der Debatten war der Salon des Barons Paul-Henry Thiry d'Holbach (1723–1789), zu dessen berühmtesten Gästen Denis Diderot (1713–1784) und Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) gehörten, aber auch David Hume, Adam Smith, Benjamin Franklin, Claude Adrien Helvétius und so viele mehr. Mit einer Leichtigkeit, die nur dann gelingt, wenn der Autor vieles verstanden hat und beherrscht, beschreibt Philipp Blom in «Böse Philosophen» die Keimzelle einer geistigen Revolution, mit deren Folgen wir heute in allen aufgeklärten Gesellschaften leben. Ist es vermessen, zu behaupten, dass das menschliche Zusammenleben umso zivilisierter und für jeden Teilhaber bekömmlicher ist, je mehr Prinzipien der Aufklärung gelten?



Baron d'Holbach.

Im Namen der Wahrheit darf man die Lüge und das Böse bekämpfen.

Ja und nein, sagt Blom. Denn er unterscheidet zwischen dem hellen Weg der Aufklärung, der in die Verlorengegangenen, und dem dunklen Weg, der in Totalitarismus und Despotie führte. Verkörpert in den beiden Protagonisten Diderot und Rousseau, deren Freundschaft in einer Debatte zerbrach, die heute so aktuell ist wie im 17. Jahrhundert. Nachdem sich der Verstand aus seiner Unmündigkeit befreit hat und daher auch erkennen kann, was nicht nur richtig, sondern auch gut für den Menschen ist: Gibt das nicht das Recht, alle Feinde des Guten und Besseren zu bekämpfen? Wenn es ein unbezweifelbares «moralisches Gesetz in mir» (Kant) gibt, dann ist in

dessen Namen doch alles erlaubt. Rousseau nannte das die «volonté générale», den unfehlbaren Willen, der das Allgemeinwohl verkörpert. Die Vernunft ist das Mass aller Dinge, nun braucht es nur noch die Vernünftigen, die ihre Wahrheit erkannt haben und alle an ihr teilhaben lassen. Uneinsichtige dürfen und müssen zur Raison gebracht werden; im Zweifelsfall haben sie ihre Existenzberechtigung verwirkt.

Dagegen stellen Diderot und d'Holbach ihre Erkenntnis, dass die Suche nach einem Sinn des Lebens letztlich nur Ausdruck einer Selbstverliebtheit ist. Der

Mensch als Narziss braucht die Vorstellung, die Illusion, dass hinter seinem Leben etwas Höheres stehen muss, sonst wären unsere Existenz und unser Leiden doch sinnlos. Ist dieser Irrtum erkannt, können nur Empathie und die Erkenntnis, dass wir zur Solidarität in einer Gemeinschaft gezwungen sind, sowie unsere Leidenschaften Trost spenden. Nur wer die verfeinert und lenkt, anstatt sie zu verleugnen, ist in der Lage, «das eigene Glück in dieser Welt zu finden und so viel Gutes wie möglich zu schaffen», schreibt Blom in Rückgriff auf Epikur. Der sah in der intelligenten Mässigung der Leidenschaften den einzigen Ausweg aus der Furcht vor dem Tod, der Endlichkeit des Lebens, der Angst vor einer Bestrafung im Jenseits. Ein konträrer Entwurf zur dunklen Seite der Aufklärung, bei der es nur darum ging, die ungehemmten Triebe des Menschen zu unterdrücken und ihn in ein Korsett von letztlich emotionsloser Zweckrationalität zu pressen, in dem Leiden-

schaften nur erlaubt sind, wenn sie das Vernünftige und Gute befördern.

Leere und Leidenschaft

Aber Diderot, von dem allgemein nur noch sein gigantisches Werk «Die Enzyklopädie» bekannt ist, und d'Holbach, der weitgehend vergessen ist, standen von Anfang an auf verlorenem Posten. Denn eine viel grössere Strahlkraft als die Einsicht in das Fehlen jeder Letztbegründung – also eine Leere, die nur durch Leidenschaft erträglich gemacht werden kann – hat natürlich das im Kern absolutistische, totalitäre und terroristische Gedankengebäude Rousseaus. Während der etwas sprunghafte



«Lebende, fühlende, begehrende Menschen haben

Denker vermutete, dass ein Ersatz des behaupteten idealen Naturzustands durch eine Art Sozialvertrag möglich sei, metastasierte sich seine Idee mit verschiedenen Begrifflichkeiten durch alle Versuche einer revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft. Von Robespierre über Marx, Engels, Lenin, Stalin, Mao, Pol Pot bis hin zu Fidel Castro, Robert Mugabe oder Kim Jong Un.

Denn wenn es einen Sinn des Lebens gibt, kann der auch erkannt werden. Und im Namen dieser Erkenntnis, die natürlich auch unbezweifelbar gut ist, dürfen im Namen dieser Wahrheit die Lüge und das Böse bekämpft werden. Zuerst mit der Guillotine, dann mit allen modernen Mitteln der Massenvernichtung bis hin zur Ahndung von Gedankenverbrechen. Schuld und Erlösung wurden aus der religiösen Jenseitigkeit ins Diesseits überführt, Macht und Herrschaft nach ihrer Berechtigung hinterfragt, auch revolutionäre Aufstände gegen ihren Missbrauch legitimiert. Das ist unbestreitbar ein Fortschritt. Die grossinquisitorische Brutalität, an der bislang alle Versuche scheiterten,

eine humane, gerechte Gesellschaft zu errichten, in der jeder nach seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen leben kann, ist die Wiederkehr des Immergleichen in der menschlichen Geschichte.

Wie steht es in der Jetztzeit? Einer der letzten Versuche, mit Versatzstücken des Marxismus-Leninismus eine bessere Gesellschaft aufzubauen, verröchelt gerade in Venezuela. In seinem Essay «Gefangen im Panoptikum» erinnert Blom daran, dass Hobbes, Rousseau und Voltaire befanden, dass das «irrationale Tier Homo sapiens nicht zu seiner Freiheit fähig» sei.

Zurzeit werden keine grossen ideologischen Schlachten geschlagen, aber: «Unsere Rituale haben sich gewandelt, unser Hunger nach Identität und Sinn jedoch nicht im Geringssten. Allerdings hat dabei der Leviathan von Hobbes, der allmächtige Staat in Menschengestalt, die Form einer Markthalle angenom-



Denis Diderot.

Die Suche nach dem Sinn des Lebens ist letztlich nur Narzissmus.

men.» Im Gegensatz zu früher brächten uns «Designer-Labels, Merchandising, Lifestyle-Shopping dem Jenseits näher», konstatiert Blom. In Thomas Hobbes' «Leviathan» (1651) wurde zum ersten Mal die Idee eines Gesellschaftsvertrags formuliert, mit dem die Menschen auf Selbstbestimmungsrechte zugunsten einer übergeordneten Macht verzichten, die «alle Bürger zum Frieden und zu gegenseitiger Hilfe gegen auswärtige Feinde» zwingt. Solange dieser «Souverän» vernünftig ist, hat der Staatsbürger kein Widerstands-

recht, ausser er muss sein eigenes Leben gegen Übergriffe verteidigen. Allerdings verzichtete Hobbes auf eine inhaltliche Definition des «Vernünftigen». Sein Staat soll noch nicht das vernünftig Gute verkörpern, sondern lediglich das «summum malum», das grösste Übel, verhindern. Hobbes verstand Vernunft als Instrument, als Mittel zum Zweck, nicht als absolute Setzung wie später die von Rousseau begründete dunkle Seite der Aufklärung.

Wenn der Mensch «ein Tier ist, das soziale Hoffnung braucht», worin besteht sie heute? In seiner Suche nach der Antwort begibt sich Blom auf eine Reise zur «Architektur der Träume» mit einem ersten Zwischenhalt beim Modellgefängnis auf der kubanischen Insel der Jugend, in dem auch Fidel Castro einsass, erbaut nach den Ideen des englischen Privat-

«Unsere Rituale haben sich gewandelt, unser Hunger nach Identität und Sinn jedoch nicht.»

gelehrten Jeremy Bentham (1748–1832). «Sowohl das Gefängnis wie auch die Revolutionäre, die darin eingesperrt waren, waren auf unterschiedliche Weise Erben der Aufklärung, der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft, auf die Macht der Vernunft, die Formbarkeit des Menschen.» Dieses von Bentham selbst «Panoptikum» genannte Bauwerk sollte eine «Maschine der sozialen Transformation» sein. Die utopische Architektur der Aufklärung «spricht nicht von Befreiung und Selbstbestimmung, sondern von dem stählernen Zwang der Rationalität und der orientierungslosen Panik, die diesen gegenübersteht. Lebende, fühlende, begehrende Menschen haben keinen Ort in diesen Visionen.» Wenn schon, dann als Material, das umgemodelt werden muss, in eine Form gepresst, wie es Bentham formulierte. Hier wurde eine Architektur geschaffen, der George Orwell in seinem schauerlichen Roman «1984» ein schriftliches Monument setzte. Und die schon im Turmbau zu Babel ihre früheste Beschreibung fand, wo es



keinen Ort in diesen Visionen»: Turmbau zu Babel.

nur um die Erreichung des Himmels ging, aber nicht um die Frage, wie der Mensch denn in diesem monströsen Bauwerk leben könnte.

In einem fiktiven «Bericht eines Ingenieurs» wirft Blom am Ende seines Essays einen Blick in die «Katakomben der Angst», in der die Bewohner des babylonischen Turms leben würden, gäbe es diesen kafkaesken Versuch, mit menschlicher Schaffenskraft und vernünftiger Ingenieurskunst ein solches Ungeheuer zu bauen. In dem ein «Hoher Rat» als Verkörperung der «volonté générale» herrscht, während ihn ständig Risse bedrohen, ganze Stadtteile abbrechen, in tiefen

Vielleicht besteht die einzige Hoffnung darin, die helle Seite der Aufklärung wiederzubeleben.

Katakomben Unberührbare vegetieren und ganz oben, aber man weiss nichts Genaues, Wohlhabende und Mächtige leben. Unermüdlich wird weitergebaut, obwohl das schiere Gewicht des Turms bereits die Erdachse aus der Bahn gedrückt hat und sich die klimatischen Bedingungen dramatisch verschlechtern. Nur der Sinn des Unterfangens ist längst verloren-



Philipp Blom.

gegangen, als unbezweifelbare Wahrheit nach ganz oben verschwunden, wo er auch mit noch so vielen neuen Stockwerken nicht erreicht werden kann. Ein mächtiges Bild, das Blom für seine Grunderkenntnis gefunden hat.

«Hinter dem Traum von der Herrschaft der Vernunft verbarg sich immer auch die Angst vor dem

Albtraum der Vernunft, vor den Gefahren der intellektuellen Hybris und der Grausamkeit derer, die sich im Besitz der absoluten Wahrheit wähnen und deren Namen sich wie eine breite Blutspur durch die Geschichte ziehen.» Heutzutage bestehe die Rolle der Eliten darin, bilanziert Blom, das Wissen und die Wissenschaft voranzubringen «und gleichzeitig die Massen nicht zu befreien, sondern zu befrieden und zu kontrollieren». Sie werden zu Verbrauchern: «Sie verschlingen und scheiden aus, und solange sie den Mund voll haben, schreien sie nicht.» So leben wir in einem modernen Panoptikum, als fröhliche Gefängniswärter, die sich selbst bewachen, wie das Friedrich Dürrenmatt formulierte.

Die Käseglocke aufbrechen

«Es ist die Parodie aller aufklärerischen Hoffnungen von Emanzipation und Bildung, von Freiheit und Brüderlichkeit, wie sie die sozia-

listische Bewegung propagierte.» Viel Optimismus lässt uns Blom nicht: «eine wunderbare, leuchtende Hoffnung, die betrogen wurde.» Vielleicht besteht die einzige Hoffnung darin, die helle Seite der Aufklärung wiederzubeleben, die Tradition eines Diderot, eines d'Holbach. Die Leere eines fehlenden Sinns des Lebens und die Absenz von ewigen Wahrheiten müssten auszuhalten sein. Wenn das nicht ins irdische Paradies führt, hinterlassen wir so wenigstens nicht weiter diese breite Blutspur aller pervertierten Träume und ihrer Protagonisten, die im Namen des vernünftigen Guten alle denkbaren Verbrechen rechtfertigten. Ohne damit ihr Ziel zu erreichen. Dann brechen wir die Käseglocke des den aktuellen Diskurs bestimmenden Justemilieu auf, das in jeder Frage, sei das Europa, Präsident Trump, die Flüchtlingskrise oder die Fundamente einer humanen und sozialen Gesellschaft, mit grossinquisitorischer Sicherheit zwischen Gut und Böse zu unterscheiden weiss.



Philipp Blom: Böse Philosophen – Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung. DTV. 400 S., Fr. 14.90

Das Radio mit Herz

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein breiter Musik-Mix täglich bei Radio Central. Jetzt reinhören!

**Digitalradio
DAB+**



RadioCentral

www.radiocentral.ch

«Geheimnisse sind Lügen»

«The Circle», die Verfilmung des gleichnamigen Bestsellers von Dave Eggers über die Gefahren der Internet-Giganten, ist märchenhafter Murks. *Von Wolfram Knorr*



Tom Hanks, Emma Watson, Patton Oswalt.

Das supermoderne Hogwarts heisst «Circle». Auch im Internetunternehmen wird gezaubert, digital. Die immer euphorisch aufgestellten Harry Potters und Hermines arbeiten natürlich nicht mehr zwischen düsteren Schlossmauern, sondern zwischen Hellem und Reinem und Feinem und Leerem und Hehrem bis an den Rand sinnlicher Entzugserscheinungen. Die Fenster sind riesig, die fussballgrossen Innenräume sonnendurchflutet, die Böden auf Hochglanz poliert und das Mobiliar clean. Nur konsequent, dass die Novizin Mae Holland, die in dieses Wunderland staunend eintritt, von Emma Watson verkörpert wird, der Hermine aus Hogwarts. Nur ist ihre ewige Staunerei über das Internetreich leider nicht spannend, sondern eher quälend.

«The Circle» ist die Erfindung des Zeitgeistautors Dave Eggers, der darin die Vision totaler Transparenz und Überwachung durch Giganten wie Facebook, Google und Co. anmahnt. Und weil das in Zeiten von Vorratsdatenspeicherung und anderen Persönlichkeitseinschränkungsängsten ankommt, wurde daraus ein Bestseller, wobei egal ist, dass Eggers nur mahnt und warnt und dies von grausig eindimensionalen Figuren papieren vortragen lässt. Leider ist die gleichnamige Verfilmung nicht besser. Das Ensemble, allen voran Mae, wirkt, als hätte es Selbstbestimmungsgeist, Misstrauen und Kritikfähigkeit lange vor dem Eintritt ins Zauberimperium abgelegt, um nur noch kuhglücksmässig zu staunen, zu grinsen und zu plappern. Ein Graus.

Mae kann ihr Glück nicht fassen, dass der Internetkonzern sie aufnimmt, und der Zuschauer kann nicht fassen, dass lange, lange einfach nichts in die Gänge kommt, bis endlich Tom Hanks als Firmenguru vors Auditorium tritt und den Beweis erbringt, dass nur charismatische Mimen nicht nur eine solche Firma, son-

dern auch einen Film tragen. Halb Lord Voldemort, halb Steve Jobs, predigt er und wirft wie Hostien Kügelchen unter seine entzückten Fans, Hochleistungskameras («See Change» genannt), die überall angebracht werden, alles aufnehmen und überwachen können. Mae rückt bald in die Nähe des Meisters Eamon Bailey, eben Tom Hanks, der mit sonorer Stimme und scheissfreundlicher Bonhomie ein bisschen jene Dämonie versprüht, die zu jedem anständigen, dystopisch umwölkten Cagliostro gehört. Seine Vision einer totalitären Welt ist eine total ausgeleuchtete, nach dem Motto «Geheimnisse sind Lügen, die Verbrechen möglich machen» oder «Teilen ist heilen» und so weiter.

Drehbuchautor und Regisseur James Ponsoldt («The Spectacular Now») hat die Chance vertan, aus der mässigen Vorlage die Schattenseiten der sozialen Medien aufzugreifen, die Gefahren, die in der Aufhebung der Privatsphäre lauern, zum Konfliktstoff zu machen. Nur zögerlich werden die Konsequenzen und möglichen negativen Folgen der digitalen Zukunft erörtert. Und weil Ponsoldt auch noch den Schluss aus Eggers' Buch gestrichen hat (ein Circle-Mitgründer macht gegen den Kontrollwahnsinn im Untergrund mobil), ist ein Film dabei rausgekommen, der die Online-Zukunft eigentlich ganz prächtig findet, wenn sich auch die Chefs der Transparenz unterwerfen. Was für eine Märchenstunde. ★★☆☆☆

A bras ouverts — Philippe de Chauveron, Regisseur und Autor von Lustspielen über Migrantenprobleme («Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu?»), spießt in seiner neuen Posse Salonlinke auf, die sich zwar heftig für die Migranten engagieren, aber – ein alter Vorwurf von rechts – selbst niemanden aufnehmen würden. Die Kontroverse nimmt Chauveron wörtlich und lässt Vorurteile genüsslich Revue passieren. Der linksliberale Autor und Professor Fougerole (Christian Clavier) lebt auf einem Luxusanwesen und plädiert in einem Buch eben für die Migranten. In einer TV-Diskussion wird er von einem Konservativen genötigt, mit gutem Beispiel voranzugehen und ein paar von ihnen bei sich unterzubringen. Fougerole sitzt in der Falle und bekennt auf Anraten seiner Managerin gönnerhaft, dass sie bei ihm willkommen seien, natürlich in der Gewissheit, dass es dazu sowieso nie kommen würde. Doch dann steht eines Abends tatsächlich eine Roma-Familie vor seinem Tor – und die Verlogenheiten, eingetunkt in Schadenfreude, feiern Urständ. Die französi-

sche Presse hat «Hereinspaziert!» (so der deutsche Titel) verrissen, ihn als rassistisch bezeichnet. In der Tat entsprechen die Roma, vor allem Oberhaupt Babik (Ary Abittan), alten Vorurteilen (Goldzahn, Bart). Die Kritik scheint mir gleichwohl übertrieben. Lustspiele, Possen, Schwänke arbeiten nun mal mit derben Mitteln und Stereotypen. Ausserdem bedient sich Chauveron eines «politisch korrekten» Tricks: Nicht die Roma sind der Iago, sondern ein Franzose (!), der von ihnen aufgenommen wurde, der sie anstiftet, die Familie zu belästigen! Fougerole und seine Gattin, die bis in die Haarspitzen charmant verlogen sind und jede Wendung der Entwicklung für ihre Imageprobleme zu nutzen wissen, werden als Linksliberale herrlich auf die Schippe genommen. Christian Clavier ist die ideale Besetzung. Eine Klamotte mit durchausentlarvendem Witz. ★★☆☆☆

Knorrs Liste

1	Dunkirk Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Barry Seal – Only in America Regie: Doug Liman	★★★★☆
3	The Promise Regie: Terry George	★★★★☆
4	Final Portrait Regie: Stanley Tucci	★★★★☆
5	Magical Mystery Regie: Arne Feldhusen	★★★★☆
6	In Zeiten des abnehmenden ... Regie: Matti Geschonneck	★★★★☆
7	Ce qui nous lie Regie: Cédric Klapisch	★★★★☆
8	Baby Driver Regie: Edgar Wright	★★★★☆
9	Tulip Fever Regie: Justin Chadwick	★★★☆☆
10	Atomic Blonde Regie: David Leitch	★★★☆☆

DER MIT DEM GLÜCK TANZT

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich



Thiel

Terror

Von Andreas Thiel

Nachrichtensprecher: Wir unterbrechen das Programm für eine Sondersendung zu den Explosionen im Bundeshaus und in weiteren Gebäuden der Bundesverwaltung. Heute Morgen haben mehrere Detonationen die Bundeshauptstadt erschüttert. Die grössten Schäden erlitten dabei die Amtssitze von Alain Berset's Sozialdepartement, Doris Leuthards Energie- und Umweltdepartement und Simonetta Sommaruga's Justizdepartement, wobei das Amt für Migration komplett zerstört wurde. Unser Korrespondent vor Ort berichtet.

Korrespondent: Panik herrscht in der Bundeshauptstadt. Angesichts des Ausmasses der Katastrophe wurde der nationale Ausnahmezustand verhängt. Polizei, Militär und Feuerwehr stehen rund um die Uhr im Einsatz. Teile der Milizarmee werden mobilgemacht. Die Schweiz wurde attackiert.

Nachrichtensprecher: Weiss man schon etwas über die Urheberschaft der Anschläge? Hat sich jemand zu diesem beispiellosen Angriff auf die Demokratie bekannt?

Korrespondent: Bis jetzt noch nicht. Die Polizei hat eine Pressekonferenz auf den frühen Nachmittag angesetzt. Vorher herrscht Informationssperre, offensichtlich auch, um eventuell flüchtige Täter über den Stand der Ermittlungen im Dunkeln zu lassen. Aber ich habe hier einen erfahrenen Feuerwehrmann, der gerade von der Feuerfront zurückkommt und vielleicht erste Erkenntnisse mitbringt. Was ist geschehen?

Feuerwehrmann: Für mich ist der Fall klar. Sämtliche Detonationen wurden auf die gleiche Weise verursacht.

Korrespondent: Lassen Ihre Erkenntnisse auf eine bestimmte Urheberschaft schliessen?

Feuerwehrmann: Eindeutig, ja.

Korrespondent: Sie wissen Bescheid? Dann klären Sie diese Nation bitte darüber auf, was heute Morgen in Bern geschehen ist.

Feuerwehrmann: Die Kosten sind explodiert.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Welt der Schnäpse

Cocktailparty im «Park Hyatt»; Preis für T. C. Boyle; Opern-Traumpaar Netrebko-Eyvazov; Meisterschaft der Bier-Sommeliers. Von Hildegard Schwaninger

Der Musiker **Philipp Fankhauser** versucht, sich ein neues Standbein aufzubauen, und importiert jetzt Tee. Der Neo-Geschäftsmann mag Eistee, hat aber festgestellt, dass dieser meist zu viel Zucker enthält – so produziert er jetzt den ungesüssten **Philipp Fankhauser's Big Easy Iced Tea**, den er an einer Cocktailparty im «Park Hyatt Zürich» präsentierte. Die Geladenen hielten sich eher an die scharfen Drinks, die von gutaussehenden Barkeepern gemixt wurden. Die Einladung hiess ja «Entdeckungsreise durch die Welt der Schnäpse». **Reinhard Pohorec**, ein Star der Wiener Barszene (www.spirits-journey.com), wurde extra eingeflogen, um inspirierend zu wirken. Der neue Hoteldirektor **Benno Geruschkat** (er leitete vorher das «Park Hyatt» in Berlin) bekam damit gleich einen ersten Eindruck vom Publikum, das die coole «Onyx Bar» im «Park Hyatt» frequentiert. Das sind normalerweise unternehmungslustige Russinnen. An diesem Abend war das Ambiente eher männerlastig. Philipp Fankhauser hatte einen Kurzauftritt mit seinem Pianisten **Hendrix Ackle**. Er sang das wunderbare Lied «Members Only». «Don't bring your checkbook, bring your broken heart.» Ein Lied, das gut passt, wenn man ein paar Drinks zu viel gekippt hat und in sehnsüchtige Stimmung verfällt.

René Mosimann, Unternehmer in Sachen Schönheit, war mit der Haut- und Beauty-Ärztin **Siegrun Maas** da. Er versuchte, den neuen Direktor für sich zu gewinnen. Mosimann möchte im «Park Hyatt» das Stockwerk, in dem

bis vor kurzem der Scheich von Katar residierte, mieten. Dort wünscht er eine Schönheitspraxis (Medical Aesthetics) einzurichten. Bisher war er Partner von **Jacqueline Piotaz** im Schönheits-Eldorado «Vanity» im Hotel «Baur au Lac». Piotaz und Mosimann haben sich beruflich auseinandergeliebt, sie bleibt im «Baur au Lac», er möchte einen Steinwurf weiterziehen.

Der mit 20 000 Franken dotierte **Jonathan Swift-Preis**, Literaturpreis für Satire und Humor, geht dieses Jahr an den amerikanischen Bestsellerautor **T. C. Boyle**. Also an einen Autor, der das Geld eigentlich nicht braucht. Die Vergabe an diesen weltberühmten Schriftsteller wird vor allem dem Preis nützen, der damit zu einer transatlantischen Auszeichnung befördert und international bekannter wird. Der Preis wird heuer zum dritten Mal von der **Werner-Dessauer-Stiftung** verliehen. Präsident der Jury ist **Charles Lewinsky**, bisherige Preisträger sind die Wienerin **Eva Menasse** und der Salzburger Krimiautor **Wolf Haas**.

Nicht ohne meinen **Yusif**», heisst es bei **Anna Netrebko**, dem Superstar der Oper, wenn ein Opernhaus sie engagieren will. Die russisch-österreichische Sängerin ist eine loyale Gattin. Seit 2015 mit dem Tenor **Yusif Eyvazov** verheiratet, sorgt sie dafür, dass ihr Mann mit ihr auf der Bühne steht. Da sich jedes Opernhaus der Welt um den Kassenmagneten **Netrebko** reisst, kann sie ihre Bedingungen



Fast verliebt

Bindungsgestört

Von Claudia Schumacher

Suzanne hat sich für diesen Abend das Chanel-Jäckchen ihrer Mama geliehen. Sie ist 21 Jahre alt und nippt unsicher an ihrem Champagnerglas; zufällig sind wir

auf der gleichen Party gelandet. «Was würdest du anders machen mit den Männern, wenn du noch mal in meinem Alter wärst?», fragt sie mich erwartungsvoll. «Vielleicht würde ich meinen ersten festen Freund nicht verlassen», sage ich. «Denn das war Liebe – und für die Männer nach ihm kann ich meine Hand nicht ins Feuer legen. Das Gute gut genug sein lassen, das ist in der Liebe wohl nicht dumm.» Suzanne nickt höflich – schaut mich aber an, als hätte ich eine Vollmeise.

Ich erkundigte mich im Gegenzug, was bei 21-Jährigen heute die grossen Themen sind. Schliesslich hat sich in den neun Jahren, seit ich in dem Alter gewesen war, vieles getan. Die Smartphones und Dating-Apps revolutionierten das Kennenlernen, und überhaupt: Das amerikanische Dating-Konzept – unkompliziert und ungebunden verschiedene Menschen treffen, bevor man sich, wenn überhaupt, festlegt –, das war damals bei uns auch nicht so verbreitet wie heute.



Ungesüsster Eistee: Musiker Fankhauser.



Schweizer WM-Delegation in München.



Ehe- und Bühnenpaar Eyvazov-Netrebko.

stellen. Letztes Jahr bei den Salzburger Festspielen, als Eyvazov für «Manon Lescaut» als ihr Partner Des Grieux engagiert wurde, rümpften viele noch die Nase. Doch mittlerweile weiss man, dass der Mann aus Aserbaidschan auch singen kann. Und zwar gut. Ihr Paardebüt an der Wiener Staatsoper in Verdis «Il Trovatore» war umjubelt. Begeisterung pur – für Netrebko sowieso, für Eyvazov auch.

Im Dezember hat das attraktive Sängerpaar sein gemeinsames Debüt an der Mailänder Scala. Intendant **Alexander Pereira**, der immer schon wusste, was sich das Publikum wirklich wünscht, hat Netrebko und Eyvazov für «Andrea Chénier» engagiert, die Oper von **Umberto Giordano**, mit der die Saison 2017/2018 am 7. Dezember eröffnet wird. Am Dirigentenpult: **Riccardo Chailly**. Anna Netrebko hat einen Sohn, **Tiago Netrebko**, aus ihrer Beziehung mit **Erwin Schrott**, dem Bassbariton aus Uruguay.

München ist die Welthauptstadt des Biers, diesen Samstag wird das Oktoberfest eröffnet. Gerade fand in der Biermetropole die Weltmeisterschaft der Bier-Sommeliers statt. 69 Teilnehmer aus fünfzehn Nationen kämpften um den Pokal. Darunter vier Mitglieder der Schweizer Nationalmannschaft: **Patrick Thomi** (Winterthur), **Fabian Albrecht** (Fiesch), **Martin Droeser** (Gelterkinden), **Kurt Althaus** (Interlaken). Sie hatten sich in mehreren Trainings auf den Wettkampf vorbereitet. Leider reichte es nicht für den Sieg. Weltmeister wurde der Deutsche **Stephan Hilbrandt**. Zweiter der Österreicher **Felix Schiffner**, Dritter der Brasilianer **Rodrigo Sawamura**. Die nächste WM findet in zwei Jahren statt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

«Meine Freundinnen und ich haben das Gefühl, dass die Männer in unserem Alter jede Beziehung kaputtmachen. Die wenigsten sind überhaupt in der Lage, sich auf eine Frau einzulassen», sagt Suzanne. «Aber wenn dann Schluss ist, kommen sie mit tausendprozentiger Sicherheit wieder angekrochen.» Nur wollten dann in aller Regel die Frauen nicht mehr.

Ich muss lachen, weil mir das trotz der Jahre zwischen uns bekannt vorkommt. Ein Ex-Freund meldet sich seit geschlagenen drei Jahren in regelmässigen Abständen mit Rückgewinnungsversuchen, die anfangs noch rührend waren, aber mittlerweile nur noch lächerlich und nervtötend sind. Gerne betont er, dass er nie einen Menschen so geliebt habe wie mich, aber zu verwirrt und unreif gewesen sei damals. Er war da 27 Jahre alt. Ich denke an die Generation unserer Eltern: Mein Vater war in dem Alter schon seit Jahren fest mit meiner

Mutter liiert. Warum sind Männer heute mit Ende zwanzig noch Kinder?

Sind wir eine Generation der Bindungsstörungen? Ist die Globalisierung schuld, die dafür sorgt, dass wir uns zwar vereinen, aber nie aneinanderkleben bleiben, weil wir dann doch wieder in verschiedenen Städten arbeiten? Oder passen wir uns nur der Tatsache an, dass wir länger leben, und binden uns intuitiv entsprechend später? Von meinen gleichaltrigen Freunden, Männern wie Frauen, ist nur eine Einzige verheiratet. Ein Kind hat sie nicht. Angesichts der Tatsache, dass Frauen in der Schweiz bei der Erstgeburt durchschnittlich über dreissig Jahre alt sind und in den Städten im Schnitt Mitte dreissig, verstehe ich, weshalb Suzanne mich so perplex anschaut: Niemand bleibt bei seinem ersten Freund. Und heute auch nur die wenigsten beim zweiten, dritten, vierten oder fünften.



Unten durch

Die Hölle

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du beschliesst, mit dem Rauchen aufzuhören. Nicht wegen der Gesundheit, sondern weil es einfach keinen Spass mehr macht. Du willst nicht mehr fünfzehn Mal am Tag deinen Arbeitsplatz verlassen, am Portier vorbeigehen und hören müssen: «Na, schlagen wir wieder einen neuen Sargnagel ein?» Du willst während einer Zugfahrt nicht mehr eine Stunde lang nägelkauend auf den zehnminütigen Aufenthalt warten und dann aus dem Zug springen und auf dem Perron den Raucherbereich suchen und dann, weil ein Bahnbeamter dir sagt, dass es auf Bahnsteig sieben einen gibt, dorthin rennen und dann in einem mit gelben Streifen markierten Bereich endlich, endlich dreimal tief inhalieren und dann den ganzen Weg zu deinem Zug zurücksprinten, im letzten Moment reinspringen, und als er losfährt, merken, dass es der falsche Zug ist. Du willst nicht mehr, dass dein sechsjähriger Sohn zu weinen beginnt, wenn er dich auf dem Balkon rauchen sieht. Du willst nicht mehr das bedrückende Gefühl haben, dass es andererseits deiner Frau völlig egal ist, dass du rauchst.

Du willst auf Langstreckenflügen keinen Feueralarm mehr auslösen und in Hotelzimmern nicht mehr vom Stuhl stürzen, auf den du gestiegen bist, um den Rauchmelder mit einer Plastiktüte abzudecken. Du willst dich nicht mehr über die unverschämten Zigarettenpreise in Frankreich ärgern, du willst nicht mehr in New York von Leuten, die dich auf der Strasse rauchen sehen, zum Gottesdienst eingeladen werden und im raucherfreundlichen China Badeferien an einem Strand mit Sicht auf ein Kohlekraftwerk machen. Du willst nicht mehr jedem erklären müssen, dass du ein Genussraucher bist. Du hast die Ignoranz und Selbstgerechtigkeit der Nichtraucher gründlich satt. Nie mehr willst du dir von ihrem pathologischen Gesundheitsfimmel die Freude am Tabak verderben lassen. Also wirfst du alle Zigaretten, die du zu Hause hast, weg. Im Handschuhfach deines Autos liegt noch eine Notration, die wirfst du auch weg. Am liebsten würdest du jetzt auch noch alle Zigaretten wegwerfen, die im Kiosk nebenan verkauft werden. Und die, die im Supermarkt stangenweise

>>> Fortsetzung auf Seite 70

>>> Fortsetzung von Seite 69

liegen. Zum ersten Mal fällt dir auf, wie unglaublich viele Zigaretten es auf der Welt gibt! Kein Wunder, dass die Leute rauchen! Du sagst zu deiner Frau: «Zigaretten sollten verboten werden, verdammt noch mal!» Sie sagt: «Du rauchst erst seit einem Tag nicht mehr und wirst schon radikal. Mir wär's lieber, du würdest wieder damit anfangen.» «Das habe ich schon immer geahnt!», sagst du. Aber den Gefallen tust du ihr nicht. Nein, dich wird man nie wieder mit einem Glimmstängel im Mund sehen.

Im Büro erzählst du allen, dass du jetzt nicht mehr rauchst. Aber es scheint deine Kollegen gar nicht zu interessieren. Sie verstehen nicht, dass du gerade einen epischen Kampf gegen die Kräfte der Dunkelheit führst. Nur ein Mann mit eisernem Willen, ein Mann, der es wert wäre, zum König von England ernannt zu werden, ein Mann wie du, kann den Versuchungen widerstehen, mit denen die Tabakindustrie versucht, dich zurückzugewinnen. Du bist ein Held, aber niemand anerkennt deine Leistung! Sie tun alle so, als sei es ganz normal, nicht zu rauchen. Aber es ist nicht normal, es ist – die Hölle! Du zerkaust Kugelschreiber, und als dir der Tintengeschmack zuwider wird, bestellst du bei Amazon Kaugummizigaretten, und als auch das nicht mehr hilft, schnorrst du von einem Obdachlosen eine Zigarette und steckst sie dir unangezündet in den Mund.

Aber für wen quälst du dich eigentlich so? Deine Frau, anstatt deine übermenschliche Willenskraft zu loben, sagt: «Du wirst von Tag zu Tag unausstehlicher!» Das ist der Dank! Im Grunde kannst du die Zigarette genauso gut anzünden, es spielt keine Rolle. Also tust du es. Und dann erlebst du etwas Wunderschönes: Diese Zigarette ist die beste deines Lebens. Es hat sich also doch gelohnt, damit aufzuhören.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Trouvaille im Abseits

Von Peter Rüedi

Ich liebe ja Pointen, aber nicht unbedingt beim Wein. So habe ich mit der nicht unwitzigen antiglobalen Maxime «ABC» («Anything but Chardonnay») angesichts dessen, was mir das Burgund in dieser Hinsicht beschert, nie viel anfangen können. Wenn ich auch sonst die Skepsis gegenüber der Allgegenwart der internationalen Sorte teile. Andererseits: Nicht alles, was nicht Chardonnay ist, ist automatisch grossartig. Es gibt ja auch die Mode (oder Anti-Mode) der autochthonen Sorten, die uns nicht nur grosse Entdeckungen bescheren. Nicht alles, was selten ist, ist notwendigerweise auch gut, die eine oder andere *species rara* müssen wir uns unter Aufgebot von einiger Vorstellungskraft erst schöntrinken, um am Ende weniger den Wein als unsere Anstrengung zu feiern, diesen schön, echt, charaktervoll oder mindestens originell zu finden. Nicht so ein Weisser, wohlverstanden, der aus dem äussersten Südosten des Piemonts stammt, von den sogenannten Colli Tortonesi, den Hügeln um die kleine Stadt Tortona. Die war

schon zu Römerzeiten als «Derthona» hauptsächlich als Verkehrsknotenpunkt bekannt. Heute kreuzen sich dort die A7 (Mailand–Genua) und die A21 (Turin–Brescia), und die nähere Umgebung wäre mit ihren bescheidenen Weinen aus Barbera und Cortese önologisch gesehen nicht weiter der Rede wert, hätte dort nicht vor einem guten Vierteljahrhundert der Pionier Walter Massa die Timorasso vor dem Aussterben gerettet, eine alte Sorte, die durchaus das Zeug hat, eine Art weisses Pendant zu Barolo und Barbaresco zu werden. Carlo Volpi von der Cascina La Zerba pflanzte erstmals 2005 eine Parzelle mit der Antiquität an, die er noch heute nicht in Massen, aber immerhin ausreichend für 6000 Flaschen produziert. Sein Timorasso, den er in Umkehrung des üblichen Wegs in Barriques vergärt, aber nach zwei Monaten in den Stahltank umzieht, ist ein Wein, der mit seiner maskulinen Struktur auf Dauer angelegt ist. Kein Softie also, aber bei aller Eigenwilligkeit schon jung ein Wein, zu dem wir uns nicht als einer vorsätzlichen Aufgabe zwingen müssten. Die vom Schweizer Importeur angegebene Trinkreife – bis 2022 – ist meines Erachtens eher zu kurz gegriffen. Eine grosse Spezialität. Noch, denn die Sorte nimmt Fahrt auf. Der Timorasso ist ein Vergnügen nur so an sich, aber auch ideal als Essensbegleiter, und zwar auch zu kräftigeren Speisen. Er hält ohne weiteres auch gebratenem Kalb oder Huhn die Stange. Bei der Weinhandlung am Küferweg gibt es ihn zu einem Preis, zu dem wir kaum einen guten Chasselas, geschweige denn eine der Schweizer Weissweinsbesonderheiten wie Petite Arvine oder Heida bekommen.

Cascina La Zerba Derthona Colli Tortonesi Timorasso 2015. 13%. Küferweg, Seon. Fr.14.80. www.kueferweg.ch

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.-





Auto

Selbst ist der Wagen

Mit dem neuen BMW 5er Touring lässt es sich leicht angeben. Und das Auto hat noch andere Vorzüge. *Von David Schnapp*

Der neue BMW 5er ist eigentlich ein kleiner 7er. Noch selten ging der Technologietransfer vom Flaggschiff einer Marke in die Breite des Angebots so schnell wie hier. Alles, was die bayrische Oberklasselimosine kann, kann auch der kleine Bruder – und noch etwas mehr. Die Rede ist vom teilautonomen Fahren, von Reisekomfort und von einem Ambiente wie in einem feinen Inneneinrichtungsgeschäft.

BMW 540d xDrive Touring

Leistung: 320 PS / 235 kW,
Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 89 400.–, Testauto: Fr. 133 930.–



Zum Fünfer, «einer Modellreihe der oberen Mittelklasse» (Wikipedia), gibt es nun einen etwas protzigen Schlüssel, der nicht nur das Auto auf- und zumachen kann, sondern über dessen Display sich auch die Klimaanlage fernbedienen lässt oder mit dem man den Fünfer ferngesteuert ein- und ausparken kann. Dafür versammelt man am besten ein, zwei Freunde oder Verwandte neben dem Wagen und drückt dann auf eine Taste am Display-Schlüssel. Nach ein paar Sekunden Verbindungsaufbau leuchtet «Engine Start»; ein Druck auf den Bildschirm, und der Motor springt an. Nun lässt sich das Auto gerade vorwärts- oder rückwärtsfahren.

Männerspielzeug

Nun höre ich natürlich schon die kritischen Leser, die sagen: «Den Quatsch braucht kein Mensch.» Einspruch! Gerade letzte Woche hatte ein umsichtiger Garagenbenutzer seinen A6 Allroad so neben meinem Auto platziert, dass ich nur in einer Kletterpartie durch die Beifahrertür und über die Mittelkonsole

ans Steuer kam. Das ist nicht nur ärgerlich, sondern auch entwürdigend.

All die schönen neuen Auto-Automatismen werden ja nicht nur erfunden, weil man den Kunden immer etwas Neues verkaufen muss. Je dichter der Verkehr, desto praktischer all die Sensortechnik: Die ist aufmerksamer, schneller und zuverlässiger als ich. Und der neue Fünfer kann noch mehr als ferngesteuert parkieren und Abstand zu andern Fahrzeugen halten. Auf der Autobahn wechselt er auf Wunsch auch gleich die Spur, dafür braucht man bloss den Blinker sanft in die entsprechende Richtung zu drücken. Ganz sicher, ob man das wirklich braucht, bin ich zwar auch nicht, aber es war immerhin gut genug, um einen Beifahrer zu beeindrucken, der vom teilautonomen Fahren schon gehört, es aber noch nie gesehen hatte.

Kombis sind ja in der Regel nicht gerade Ausdruck der eigenen Coolness. Aber so ein 5er-Kombi in der hochästhetischen Lackierung «Rhodonitsilber metallic» mit all dem eingebauten Männerspielzeug ist dann doch ziemlich lässig. Und bei allem ist er immer noch ein effizienter Lastenträger. Der Kofferraum ist riesig, der Verbrauch des knapp fünf Meter langen und fast 2,3 Tonnen schweren Wagens mit 3-Liter-Turbodieselmotor und Allradantrieb pendelt sich bei 7,5 Liter ein, das klingt bei aller Technikspielerei doch ziemlich vernünftig.

Baloise session

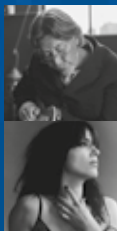
21. OKT. – 9. NOV. 2017



CHRIS REA ■ IMELDA MAY

SAMSTAG, 21. OKTOBER, 20 UHR

CHF 160/130/100



OPENING NIGHT

Zwei grosse Stimmen, ein Abend: Chris Rea steht seit Jahrzehnten für so wundervolle Balladen wie «Josephine» oder «On The Beach». Imelda May, die Rockabilly-Sängerin aus Irland, zeigt sich auf ihrem neuen Album wiederum von einer unge-
wohnt leisen, folkig-bluesigen Seite.

GOLDFRAPP ■ CLEAN BANDIT

MITTWOCH, 25. OKTOBER, 20 UHR

CHF 110/90/70



ELECTRONIC COSMOS

Elektronische Sphären: In der Musik des prägen-
den Duos Goldfrapp fliessen berührende Melodi-
en und tanzbare Beats unwiderstehlich zusam-
men. Ebenfalls dem Elektropop verschrieben hat
sich das britische Trio Clean Bandit, bekannt
durch seine Hits «Rather Be» und «Rockabye».

NELLY FURTADO ■ NEK

FREITAG, 27. OKTOBER, 20 UHR



POP SUPERHERO

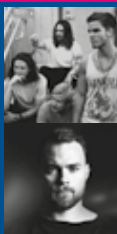
Die weltweite Alleskönner. Sie beherrschen die verschiedensten Musikstile. Pop mit Emotionen und Individualität ist ihr Markenzeichen. Die BALOISE SESSION vereint sie für einen Konzertabend auf einer Bühne: Italiens Liebling Nek und Kanadas Grammy-Gewinnerin Nelly Furtado!

TICKETS VERGRiffEN

KALEO ■ ÁSGEIR

SONNTAG, 29. OKTOBER, 20 UHR

CHF 100/80/60



ICELAND CALLING

Die isländische Musikszene ist Kult. Mit der jungen Band Kaleo und dem aufstrebenden Sänger Ásgeir treffen zwei der besten Acts aus dem hohen Norden aufeinander. Ein Abend zwischen Blues und Rock mit nordischem Flair und sphärisch anmutendem Pop mit verschrobene[n] Farbtupfern!

MADNESS ■ MANFRED MANN'S EARTH BAND

DIENSTAG, 31. OKTOBER, 20 UHR

CHF 130/110/90

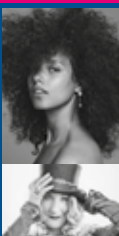


MAD MANN'S NIGHT

Ihre Songs sind aus dem Radioprogramm nicht wegzudenken. Obwohl Manfred Mann's Earth Band und Madness zwei Bands unterschiedlichster Generation und Herkunft sind, verbindet sie die Faszination fürs musikalische Experiment und die Botschaft an die Gesellschaft, für Toleranz einzustehen.

ALICIA KEYS ■ IRA MAY

MITTWOCH, 1. NOVEMBER, 20 UHR



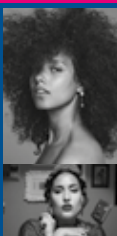
AN EVENING WITH

Keine andere Künstlerin verleiht dem Ernestyle der US-Metropole so kraftvoll wie Alicia Keys. R'n'B, Soul, Hip-Hop und Jazz prägen ihre Songs – sowie ihre Charakter-Stimme. Das Opening für den Weltstar macht Basels Soul-Pop-Chart-Shooterin Ira May.

TICKETS VERGRiffEN

ALICIA KEYS ■ ANNIE GOODCHILD

DONNERSTAG, 2. NOVEMBER, 20 UHR



AN EVENING WITH

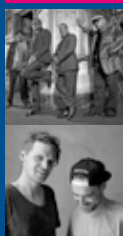
Die New Yorker Künstlerin Annie Goodchild küsst Basel zu Boden. Alicia Keys gibt sich an einem zweiten Abend an der BALOISE SESSION die Ehre. Dieses Mal mit Annie Goodchild im Vorprogramm. Die New Yorker Wahl-Baslerin eröffnet den Abend mit ihrem charakteristischen Gute-Laune-Sound.

TICKETS VERGRiffEN

KOOL & THE GANG ■ DABU FANTASTIC

FREITAG, 3. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 120/100/80



LET'S CELEBRATE

40 Jahre liegen ihre Debüt-Alben auseinander. Dennoch stehen beide Bands für Sound, der von treibenden Beats und starken Hooklines getrieben ist und einen fetzigen Abend garantiert. Kool & the Gang treffen auf Dabu Fantastic – zwei Party-Generationen heben gemeinsam ab. Let the good times roll!

GILBERTO GIL ■ AMADOU & MARIAM

DIENSTAG, 7. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 100/80/60

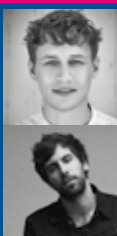


HEAR THE WORLD

Weltmusik aus Brasilien und Westafrika: Gilberto Gil und Amadou & Mariam teilen die gleichen Wurzeln und den weiten Horizont. Afrikanische Rhythmen, europäische Harmonien und das Flair internationaler Popmusik vereinigen sich zu einer unwiderstehlichen Mischung: Ein Fest der Musik!

TIM BENDZKO ■ MAX GIESINGER

DONNERSTAG, 9. NOVEMBER, 20 UHR



MANN SINGEN

«Mann singen» oder doch lieber «Mann singen»? Tim Bendzko und Max Giesinger bringen neues deutsches Liedgut nach Basel. Tiefsinnige Texte, die oft mitten aus dem Leben gegriffen sind, filigran arrangierte Musik und berührende Stimmen charakterisieren stille Befindlichkeit.

TICKETS VERGRiffEN



BALOISESESSION.CH
#baloisesession

ORT: EVENT HALLE MESSE BASEL
TICKETS: BALOISESESSION.CH ODER TICKETCORNER.CH
TEL. 0900 800 800 (CHF 1.19/MIN)



Basler Zeitung

David Guetta

Der Discjockey hat sich und viele Kollegen reich gemacht. Eine Schande, findet seine Mutter.

Von Mark van Huisseling

Sie waren Nachtclubbetreiber, in Ihr Pariser Lokal «Les Bains» kam man nur schwer rein, es ging Ihnen darum, exklusiv zu bleiben. Heute bedienen Sie die Masse – woher der Sinneswandel?» – «Ich habe viele verschiedene Dinge gemacht in meinem Leben, unter anderem Nachtclubs, Restaurants und ein Cabaret geführt. Mich haben schon immer die Extreme interessiert: zum Beispiel, einen Klub zu haben, in dem es nur Gäste gab, die uns gefielen oder die wir mochten. Es ging nicht darum, ob jemand Geld hatte oder berühmt war, sondern darum, eine coole Mischung von Leuten zusammenzubringen. Aus dieser Zeit, nebenbei, stammt die Zeile «Fuck me ... I'm famous» – ich war eben nicht berühmt, darum spielte ich mit der Ironie. Dann hatte ich plötzlich Erfolg als DJ, war *famous* – und die Zeile kein Witz mehr, sondern Realität geworden. Seit einiger Zeit ist die Ausgangslage eine andere: Ich mache Musik, mit der ich möglichst viele Leute erreichen möchte. Das ist mindestens so interessant. Und, ganz ehrlich, ich hatte es satt, der Coole zu sein, dieses «Wir sind der Zeit voraus, und wenn du's nicht auch bist, hast du hier nichts verloren»-Getue fiel mir auf die Nerven.»

Kind frisst Revolution

David Guetta, 49, ist ein französischer Discjockey und Produzent elektronischer Musik. Man kann sagen, er habe mit Hits wie «I Gotta Feeling» (mit «will.i.am»

Adams) oder «When Love Takes Over» (mit Interpretin Kelly Rowland) die Stilrichtung Electronic Dance Music (EDM) miterfunden und -geprägt; EDM zählt zu den bestverkauften Genres, jährlich werden damit über 7 Milliarden Dollar eingenommen. Er soll im vergangenen Jahr rund 28 Millionen Dollar verdient haben (Quelle: «Electronic Cash Kings»-Liste von *Forbes*), damit ist er der Drittplatzierte – nach Calvin Harris, einem schottischen DJ, mit 65 Millionen und Tiësto, einem Niederländer, mit 38 Millionen Dollar Jahres-

einkommen; für zweistündige Shows, beispielsweise in Las Vegas, bekommt Guetta zirka 300 000 Dollar Gage. Dieses Gespräch fand in Ibiza statt, bevor er das letzte Mal für diese Saison im «Ushuaïa» auftrat, einer Freiluftdisco-



«Erziehung mit umgekehrten Vorzeichen»: Superstar-DJ Guetta, 49.

theek, in der er wöchentlich vor rund 2500 Gästen Computer bedient und so Musik, die teilweise von ihm produziert wurde, abspielt. Seit drei Jahren ist er geschieden von Cathy, mit der er 22 Jahre zusammen war und zwei Kinder hat, seine neue Freundin ist ein 24-jähriges Model aus Kuba. Er lebt auf Ibiza und in Los Angeles.

«DJ-Kultur fand mal im Untergrund statt, elektronische Musik war ein wenig bekanntes Subgenre, auch dank Ihnen sind DJs Superstars geworden, und EDM ist ein

Massenphänomen – haben Sie manchmal schlechte Gefühle, mitverantwortlich zu sein für den Ausverkauf?» – «Nein, überhaupt nicht. Weshalb sollte ich? Man hört zwar, DJs, die sich als cooler sehen, lehnten meine Musik ab und hätten Probleme mit mir [Deadmau5 etwa bezeichnete ihn als «beschissen und überbezahlt»]. Aber das sind mehrheitlich Gerüchte, Behauptungen, die meisten Musiker halten zusammen – oder findet, sagen wir, der Bassist einer Rockband den Bassisten einer Reggaeband schlecht, weil der eine andere Musikstilrichtung spielt? Kommt dazu: Ich habe viele DJs reich gemacht [Paul Kalkbrenner beispielsweise sagte: «Obwohl die Musik grässlich ist, muss man sagen, dass dank EDM die Gagen auch für kleinere Künstler stark gestiegen sind – die David Guettas der Welt haben die Schleusen geöffnet] und dafür gesorgt, dass DJs mit Respekt begegnet wird.»

«Stört es Ihre Eltern, dass Sie eng mit Grossunternehmen zusammenarbeiten – etwa als Botschafter der Uhrenmarke Tag Heuer?» (Sein Vater, ein Marokkaner, war Soziologe, die Mutter, aus Belgien, Psychologin; «sie sind Intellektuelle, und Intellektuelle haben eine falsche Vorstellung vom wirklichen Leben», sagte er dem Musikkritiker der *Financial Times*.) «Ach, das ist lange her, dass wir Diskussionen hatten deshalb. Das heisst, meine Mutter sieht es eigentlich immer noch gleich: Sie ist gegen das kapitalistische System.» – «In Ihrem Fall frass also nicht die Revolution ihre Kinder, sondern das Kind die Revolution...» – «Ich hatte eine Erziehung mit umgekehrten Vorzeichen, meistens sagen ja die Eltern: «Sohn, such dir einen anständigen Job in einer guten Firma.» Nicht meine Mutter, sie empfand es als Schande, wenn jemand zum wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens beitrug. Aber irgendwie ist sie jetzt trotzdem stolz auf

meinen Erfolg.» – «Was ist die grösste Veränderung in Ihrem Leben seit Ihrer Scheidung?» – «Ich bin ein besserer Vater geworden. Es war meine grosse Angst, meine Kinder zu verlieren, doch interessanterweise habe ich jetzt mehr von ihnen: Wenn ich sie sehe, bin ich nur für sie da. Früher war ich physisch mehr mit ihnen zusammen, aber ich war nicht präsent.»

Sein liebstes Restaurant: Downtown Ibiza by Cipriani, Paseo Juan Carlos I, Nr. 17, Ibiza, Tel. +34 971 59 90 50

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich meinen Sitzplatz eine Reihe nach vorn wechseln, wenn ich alleine in einem leeren Bus sitze und sich trotzdem jemand genau neben mich platziert? *Larissa Weber, Chur*

Es gibt ein paar Tricks, mit denen Sie arbeiten können, um hier präventiv zu agieren – Zugestiegene mit dem bösen Blick strafen, die Beine oder eine sehr grosse Tasche auf den Nebensitz legen, die eigene Körperhygiene vernachlässigen. Hilft das alles nichts, dann ja: Suchen Sie ungeniert das Weite, wenn Fremde zu penetrant werden. Die Grenzen der Höflichkeit hat in dieser Situation der andere zuerst gesprengt. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Mit genau solchen Worten lassen sich im Geiste schwache Menschen fanatisieren und vor den Karren des <heiligen Krieges> spannen.» *Guido Luternauer*

Haarspalterei

Nr. 36 – «In den Mund gelegt»; Michael Baumann und Philipp Gut über falsch übersetzte Zitate eines Bieler Imams

Der Artikel, reisserisch als «Fake News» auf der Titelseite angekündigt, ist eine eineinhalb Seiten lange Abhandlung, die inhaltlich allerhöchstens eine Spalte in Anspruch nehmen dürfte. Das ist bloss Sensationshascherei und Artikeln aus von Ihnen kritisierten Medien gleichzustellen. Die Übersetzung von Seiten des Islamischen Zentralrats (IZRS) tönt nicht besser, sie ist auch nicht unparteiisch. Wo gibt es eine neutrale Übersetzung? Stimmt, der Sinn von «sich annehmen» geht aus dem Kontext hervor. Mittlerweile weiss jeder, was «sich einer Volksgruppe annehmen» von Islamistenseite bedeutet: Nizza, Berlin, London und vieles mehr ... Ihre Beispiele aus der Politik, «bekämpfen/erschliessen», oder das Beispiel «Blocher» sind an den Haaren herbeigezogen. Solche Haarspalterei wird noch vielen Menschen in der westlichen Welt das Leben kosten und die sozialen Institutionen aushöhlen. *Catherine Aegerter, Bellelay*

Man muss wirklich blauäugig sein, um zu behaupten, die Zitate des Islampredigers aus Biel seien konstruiert, wenn nicht sogar erfunden. In der Übersetzung des IZRS heisst es offenbar wörtlich: «Lass das Unglück auf sie [die Ungläubigen] kommen, und sende ihnen Schaden, der von den verbrecherischen Leuten nicht abzuwenden ist.» Sind nicht genau dies Worte, um fanatische Menschen zur Tat schreiten zu lassen? Ist nicht genau dies der Aufruf, mit Fahrzeugen in Menschenmengen zu rasen oder sich darin in die Luft zu sprengen, um möglichst vielen «verbrecherischen Leuten» Schaden zuzufügen? Mit genau solchen Worten lassen sich im Geiste schwache Menschen fanatisieren und vor den Karren des «heiligen Krieges» spannen. *Guido Luternauer, Schenkön*

Kleine Lobby

Nr. 36 – «Die Enteignung des Bauern Ueli K.»; Alex Baur über einen Fall im Thurgau

Dass Ihre Zeitung nichts von Tierschutz hält, ist bekannt. Doch nun haben Sie wirklich den Vogel abgeschossen. Einen verurteilten Bauern ein Opfer der Behörden zu nennen, ist unglaublich. Noch unglaublicher ist Ihre zynische Bemerkung, dass tote Tiere auf jedem Hof zu finden seien. Tote, elendiglich «verreckte» Pferde sind also für Ihre Zeitschrift normal! Nein, liebe *Weltwoche*, so geht das nicht! Mit einer Zeitschrift, die schlimmste Tierquälerei

schönredet, will ich nichts mehr zu tun haben. Ich werde nie mehr eine Zeile Ihrer Zeitschrift lesen und kann nur sagen: Schämen Sie sich in Grund und Boden! *Christine Schneider, Buchrain*

Trotz strenger Vorschriften leiden immer noch unzählige Tiere in diesem Land, weil sie als minderwertige Wesen angesehen und behandelt werden – darüber sollte die *Weltwoche* mal schreiben. Die Tiere haben ungeachtet der paar Extremisten eine sehr, sehr kleine Lobby. Solange wir die Tiere nicht als Wesen mit Seele und Gefühlen behandeln, sind wir alle nur eines: *fucking losers!* – und das sagt nicht nur der Dalai Lama. *Chris von Rohr, Solothurn*

Letzte Glaubwürdigkeitsträger

Nr. 36 – «Junta im West Wing»; Urs Gehrig über die Generäle im Weissen Haus

Es erstaunt nicht, dass Donald Trump in seinem heillosen Führungsdesaster im Weissen Haus auf die letzten Glaubwürdigkeitsträger, die Generäle, zurückgreift um Ordnung in sein Politchaos zu bringen. Die US-Armee geniesst gemäss Umfragen in der amerikanischen Bevölkerung noch das höchste Vertrauen. Wer Generäle wie Norman Schwarzkopf und Colin Powell und David Petraeus persönlich erleben durfte, weiss, was eine glaubwürdige Führungselite ist. Die drei wären, wie damals Eisenhower, beeindruckende Präsidenten geworden, die mit Disziplin, Vorbild, Wissen, Charakter und Engagement die USA glaubwürdiger hätten führen können als der Geschäftsmann Trump, der auch noch im Amt ein unverbesserlicher und erfolgloser Dealmaker ist. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Fragwürdige Zwängerei

Nr. 36 – «Doch nicht menschengemacht»; Alex Reichmuth über die Klimaforschung

Die selbsternannten Klimaexperten wissen, dass es sechs verschiedene Treibhausgase gibt – und dass es ohne CO₂ keine Bäume und Pflanzen gibt. Sie wissen auch, dass Wasserdampf 70 Prozent der Treibhausgase ausmacht und dass es im Mittelalter wärmer war als heute, obwohl es damals keine Autos gab. Aber mit Zugeständnissen lässt sich nichts verdienen, also publiziert man weiter Studien, um am grossen Geschäft des Sünders CO₂ mitzuverdienen. Fazit: eine fragwürdige Zwängerei. *Armin Grieder, Basel*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Gruselige Weissagung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Vom späten Barock zu ihm war es nicht weit. 5 Das kommunistische ist berühmt. 11 Man kann es politisch wie künstlerisch sein. 12 Die Lage ist für den Amerikaner schlicht eine Lüge. 13 Klingt etwas nach brasilianischem Tanz, ist aber afrikanisches Land. 16 Steinblock mit kultischem Hintergrund. 19 Es braucht dazu den passenden Zeitpunkt. 20 Der Bücherwurm steht ihr nahe. 21 Weibliche Wesen, vielleicht sind sie mal Fisch gewesen? 22 Keine Legende, aber ansatzweise ein Märchen. 23 Gestein: hell, feinkörnig und dicht. 25 Ist Suzette dabei, geht's bestimmt ums Ei. 26 Die Poetry ist eine literarische Gattung. 27 Gog wohnte laut Prophet Ezechiel in jenem Land. 28 Dem Klischee gemäss trinken sie gerne Whiskey. 30 Das Tun passt bestens zu ihm von 2 senkrecht. 32 Der schön abgehobene Club der Schweiz. 34 Ob höflich oder vertraulich, hier unvollständig. 35 Keine Krankenschwester, aber Hilfe leistet sie auch. 39 Die Richtung ist klar gegeben. 40 Halt, an dem man sich nicht festhalten kann. 41 Jene Lemper, die man von Musicals kennt. 42 Das Objektiv, das Dinge näher rücken lässt. 43 Ihm verdankt der Karrierist viel. 44 Gross war er bei den Seldschuken Regierungschef. 45 Jonathans schärfstes Ziel kann jeder sehen, wenn er will. 46 Die krankhafte Magersucht nennen Ärzte kurz so.

Senkrecht — 1 Zwischen Schienbein und Zehen, bei Verletzung schmerzt er beim Gehen. 2 Er dient seit Urzeiten nicht nur Schönheiten. 3 Auch das gibt es: wasserlösliches Mineral. 4 Schiffsreise auf ihr Richtung Wolga. 5 gerne vor Publikum. 6 Kommt dabei heraus, wenn der Ornithologe einen Vogel hat. 7 Unordentliches Gewand indischer Frauen. 8 Manchmal grauenhaft dünnelhaft. 9 Goethe: Wechselseitig bewahren Geschmack und sie einander. 10 Hauptstadt einer Theokratie. 14 Jefferson: damit psychedelisch, rockig. 15 Gehen uns alle an, diese kaum mehr beachteten Regeln. 17 Die Stadt kennen wir aus den USA, Australien, Kanada usw. 18 Gemütliche Lichtquelle aus Papier. 20 Die Stadt gab dem 24-Stunden-Rennen den Namen. 23 Einheimische Soldaten in den Kolonialtruppen. 24 Mit einem a wird der Vogel sofort zu diesem Baum. 25 Meeresküste, wie man sie in Portland sieht. 27 Man denkt bei der Morit von jenem Mackie an Brecht und Weill. 29 Sie bilden gewissermassen den Gegenpol zu den Massen. 31 Der Andreas, spielte 2016 im Tatort Freitod. 33 Der russische Künstler malte auch Tolstoi mehrere Male. 36 Mach eins zu drei, und fertig ist das zusammengedrehte Gebilde. 37 Etwa so gross wie Zürich, liegt die Stadt südlich von Moskau. 38 Genau jetzt, ihr Song 2015.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 533

	B	A	S	C	H	I	R		S	A	H	I	B	
P	A	N	E	L		R	I	A	S		B	I	B	A
A	N	N	I	E		A	N	S	T	I	F	T	E	N
Y	A	F	F	E	N	L	I	E	B	E	R	K		
S	A	M	E		T		A	N	W	F	R	B	F	N
D				M	O	B	Y		A	R	T	U	R	O
S	I	L	V	A	N	A		A	R	T	I	K		T
D	E	I	N		A	R	A	D		G	A	T	E	
L	A	E	S	T	E	R	E	R		R	U	N	E	
I	S	R	A	E	L		G	E	R	O	N	I	M	O
T		E	G	L	I	S	E		A	U	G	E	N	
E	J	A	E		A		L	U	J	S		R	E	L

Waagrecht — 1 BASCHI 7 SAHIB 12 PANEL 13 RI-AS (v. hinten: sair, port. f. weggehen) 16 BIBA 17 ANNIE (Ross, brit. Schauspielerin) 18 AN-STIFTEN 20 AFFENLIEBE 22 RK (röm.-kath.) 23 SAME (engl. f. gleich) 25 ANWERBEN 27 MOBY (Dick, Klassiker) 29 ARTURO 30 SIL-VANA 33 ARTIK 34 DEIN 35 ARAD 37 GATE 39 LAESTERER 41 RUNE (Urne) 42 ISRAEL 43 GERONIMO 45 EGLISE (franz. f. Kirche) 46 AUGEN 47 EINE 48 LUIS (Filmregisseur) 49 REL

Senkrecht — 1 BAN 2 ANNAM 3 SEIFE 4 CLEF (franz. f. Schlüssel) 5 IRAN 6 RASIN (raisin f. Traube) 8 ABFERTIGUNG 9 HIT 10 IBERER 11 BANKNOTE 12 PAYS (franz. f. Länder) 14 INLAY 15 STEWARD 19 IBERT (Trieb) 21 ETON 24 ADIDAS (Gegner: Nike, griech. Göttin des Sieges sowie Puma) 26 BUKANIER 27 MANTEL 28 BAAR 31 LEEREN 32 VISAGE 33 AARE (Aare, Reuss und Limmat vereinigen sich im ‚Wasserschloss‘) 36 REGEL 38 TEMNE 39 LIFE (engl. f. Leben) 40 ELIA (Laie) 41 ROUS 44 RAI (it. TV-Programm)

Lösungswort — HALTESTELLEN



EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

DIE OYSTER PERPETUAL

Die moderne Weiterentwicklung der ersten,
1926 präsentierten Oyster ist ein
markantes Symbol für universelle Eleganz.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL 34

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com